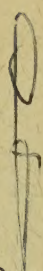


DEUTSCHE RUNDSCHAU

147 
RUDOLF PECHEL

Als Deutscher unter Deutschen

HANS JAEGER

Kommunismus im Niedergang?

HELMUT CRON

Schluß mit den Tonbandaffären

EMIL DOVIFAT

Ein unterschätztes
geisteswissenschaftliches Problem

HARRY PROSS

Der andere 20. Juli

HERMANN UHDE-BERNAYS

„Kleine Welt?“

MAX KRELL

Der Kommandant

7

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG · BADEN-BADEN · JULI 1957

JULI 1957

RUNDSCHAU

15 Rekruten (657) — Kongreß der Volksbibliothekare (658) — Die Schule der Diktatoren (659) — Deutsche Literatur in Südamerika (660) — Erinnerungen aus den Jahren 5694-5698 (661) — Der Fall Silone (662) — Kunst und Kenner-schaft (663) — Gilbert Murray † (664) — Louise Schröder † (665) — Wilhelm Hausenstein † (666)

AUFSATZE

<i>Rudolf Pechel</i>	<i>Helmuth Cron</i>
Als Deutscher unter Deutschen . . . 667	Schluß mit den Tonbandaffären . . 689
<i>Hans Jaeger</i>	<i>Harry Pross</i>
Kommunismus im Niedergang? . . . 673	Der andere 20. Juli 692
<i>M. M. Novakovitsch</i>	<i>Emil Dovifat</i>
Merkwürdige Erfahrungen in der Landwirtschaft 679	Ein unterschätztes geisteswissen- schaftliches Problem 698
<i>Jürgen Pechel</i>	<i>Eugen Kalkschmidt</i>
Im Vorposten Watabung, Neu-Guinea 683	Vom plastischen Sehen 703
	<i>Hermann Uhde-Bernays</i>
	„Kleine Welt?“ 707

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (723)

GEDICHTE

Walter Meckauer (691) — Eva Schwimmer (697) — Günter Bruno Fuchs (702) — Otto Zimmermann (706) — G. F. Solms (722) — Henry Shelness (730) — Eckart Klessmann (736)

PROSA

<i>Walter Liebmann</i>	<i>Max Krell</i>
Akropolis 726	Der Kommandant 731

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Pigenot u. a. (737) — Greene (740) — Bomans u. a. (742) — Döbler (743) — Kesten (744) — Thelen (744) — Weerth (745) — Brandenburg (745) — Rydner (746) — Wilson (747) — Schaper (747) — Barth (747) — Gan (748) — Lange-Eichbaum (748) — Rosteutscher (748) — Scharfenberg (749) — Roeder (750) — Hinweise (751)

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (752)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

15 Rekruten

Ein Montagmorgen im Juni. Ein Zug Rekruten hat seinen Geländedienst beendet. Der Kompaniechef ist in die Kaserne zurückgekehrt. Ein 24jähriger Oberjäger hat das Kommando. Kein Kriegsteilnehmer, ein Soldat neuen Typs, erzogen nach dem Grundgesetz harter Geländeausbildung, nicht durch den Drill des Kasernenhofes verdorben. „Jetzt durchwaten wir noch die Iller. Im Ernstfall müssen wir das auch, die Brücke ist dann zerstört.“ Es wird nach Nichtschwimmern gefragt. Sie melden sich schüchtern. Dann geht der Oberjäger in den Fluß, hinter ihm die 30 Soldaten, keiner älter als 20 Jahre. Sie sind Wehrpflichtige des Jahrganges 1937. Die Karabiner und Maschinengewehre halten sie hoch über die Köpfe, um sie vor Nässe zu schützen. So will's die Vorschrift.

Der Fluß ist 52 Meter breit, an dieser Stelle 80 cm tief, und schiebt seine trüben Regenwasser mit einer Geschwindigkeit von zwei Metern in der Sekunde. Aber auf dem Grund treibt Geröll, und der Boden ist schlickig.

Die Jungen verlieren den Grund unter den Füßen, die Kampfanzüge beschweren sie, die Helme drücken die lachenden Gesichter unter das Wasser. Achtzig Meter stromab, an der Brücke, sind Strudel, drei, vier, fünf Meter tief. Auf der Brücke steht der Zugführer, auch ein Stabsoberjäger. Er war im Krankenrevier und schaut sich „seinen“ Zug an, halb privat, denn eigentlich hätte er ja nicht mehr herauszukommen brauchen. Jetzt schreit er: „Alles zurück!“ Aber es hilft nichts mehr. Fünfzehn behält der Fluß.

So schildern die Zeitungen den Hergang. Der Verteidigungsminister sagt in seiner ersten Erklärung zu dieser „Verquickung tragischer Umstände“ von den Toten: „Ihr Opfer und ihr Leid verpflichten uns in unserem Dienst zum Schutz unserer Heimat.“ Was Gescheiteres fiel ihm nicht ein.

Dann begann die Untersuchung. Staatsanwaltschaft, Parlament, Generäle... Es wurde nichts unterlassen, und die Öffentlichkeit blieb gewahrt, was in einer deutschen Militärangelegenheit ein Plus ist, das man den Verantwortlichen nicht hoch genug anrechnen kann. Der Spruch des Gerichts steht noch aus.

Was auch immer sein Ergebnis sein wird, so bleiben doch zwei Fragen, die mit dem direkten Schuldvorgang nichts zu schaffen haben, und die doch gestellt werden müssen, damit sich ein solches Unglück nicht, unter gar keinen Umständen, wiederholt. Die erste zielt auf die Psychologie des unglückseligen Korporals und die zweite auf die seines pathetischen Ministers.

Was den jungen Führer bewegte, ist wohl nicht verschieden von dem, was junge Führer immer wieder bezwungen hat und sie ins Unheil trieb: der Reiz, mehr zu tun, als verlangt ist, der Freiwilligenkomplex, sich in der Selbstunterwerfung zu erhöhen und den anderen zu zeigen, was man für ein Kerl ist. Diese edlen Motive wurden im Militär immer gepflegt. Und wer sie diskret in sachgemäße Aktivität umzusetzen verstand, dem wurde auch sein Lohn zu teil. Beförderung winkte, oder Extraurlaub oder auch nur eine Rüge

des Vorgesetzten, die in Wirklichkeit ein Lob war. Das „Freiwillige“ nämlich wurde erwartet, es gehörte zum „guten Soldaten“, und das Risiko lag bei denen, die eine „ruhige Kugel schoben“. Was blieb von der Willensfreiheit zurück? Gab es sie noch? Sie hätte dem System diatremal entgegenwirken müssen, auf den Glanz des freiwilligen Einsatzes verzichten, „Nein“ sagen und warum, wenn zum „freiwilligen“ Mehr aufgerufen wurde.

Das aber gab es nur im sogenannten „Ernstfall“ und unter Männern, nicht aber unter Knaben. Frage: Haben wir eine männliche oder eine knäbische Ausbildung in der Bundeswehr, wird dort wirklich für den „Ernstfall“ erzogen oder produziert man den alten, der Realität unangemessenen, strammen „Geist der Truppe“? Wo sich die Nichtschwimmer angesichts eines Gebirgsbaches, den sie durchqueren sollen, „schüchtern“ melden, weil es offenbar, weiß Gott, warum, eine Schande ist, nicht schwimmen zu können — da ist was faul, da siegt die Gruppenpsychologie über die Vernunft.

Was aber den Minister angeht, so paßt sein Ausspruch genau zur Mentalität des Korporals. Er ist die Fortsetzung von unten nach oben und die Umkehrung von oben nach unten. Niemand kann etwas dagegen sagen, daß es Herr Strauß zu keiner aufgeklärteren Gesinnung gebracht hat. Aber wir sind kein Volk von Feldwebeln und Korporälen. Und es ist fatal für einen Minister, wenn er das noch nicht gemerkt hat.

Kongress der Volksbibliothekare

Seit Jahresfrist steht in der Ruhrmetropole Essen das größte und als solches vorbildliche Büchereigebäude der Bundesrepublik. So ist es sicher kein Zufall, daß der „Verein deutscher Volksbibliothekare“ seine diesjährige Arbeitstagung Anfang Juni nach Essen gelegt hatte; die von der Stadt erbrachte Leistung schien geeignet, die Richtigkeit der Thesen zu unterstreichen, die der Hamburger Kultursenator Landahl in seinem Festvortrag „Wirtschaftliche Wandlung — Freizeit — Öffentliche Bücherei“ — aufstellte. Die zweite industrielle Revolution im Atomzeitalter, so meinte Landahl, werde dem arbeitenden Menschen wieder die Freizeit als „freie Zeit“ zurückgeben, die ihm von der ersten industriellen Revolution während des vorigen Jahrhunderts geraubt worden sei. Inzwischen habe der Mensch aber auch verlernt, diese Freizeit sinnvoll zu nützen. Es komme alles darauf an, den individuellen Gestaltungswillen des Einzelnen neu zu wecken und zu stärken. Freizeit könne daher weder behördlich noch betrieblich „organisiert“ oder „gestaltet“ werden, sondern müsse der persönlichen Entscheidungsfreiheit unterliegen. Nahezu alle Produzenten der modernen Kulturkonsumindustrie — er nannte Funk, Fernsehen und Film — überfielen jedoch den Menschen, der sich gegen die Programmgestaltung nicht wehren könne und der so letztlich zur völligen Passivität abstumpfe. Das Buch hingegen fordere zu jeder Zeit den ganzen Menschen und wecke seine geistige Aktivität, es bleibe immer des Lesers „persönlichster Freund und stärkster Erzieher.“ Daher gehöre den Öffentlichen Büchereien in den Kulturetats der Vorrang.

Wie ernst es die Bibliothekare selbst mit den auf sie wartenden Aufgaben nehmen, bewiesen Entschiedenheit und Leidenschaft, mit der sie in zahlreichen Arbeitsbesprechungen um die Grundfragen und Probleme ihres Berufsstandes

rangen. Symptomatisch schien, daß trotz der bekannt unzureichenden Bezahlung der Bibliothekare, die sich mit dieser Frage beschäftigende Gruppe den geringsten Zulauf hatte. Das Interesse galt vor allem der Arbeitsgruppe „Umstrittene Bücher“.

Wie soll sich die Öffentliche Bücherei Büchern der modernen Literatur gegenüber (z. B. Mailer oder Malaparte) verhalten, deren krasser Inhalt vielleicht schockieren könnte? Hier prallten die Meinungen aufeinander, und es kam zu temperamentvollen Beifalls- oder Mißfallensausbrüchen. Für die Aufgeschlossenheit der Volksbibliothekare spricht es jedenfalls, daß ihr Mißfallen sich nicht gegen bestimmte Bücher und ihre Autoren, sondern gegen diejenigen unter ihren Kollegen richteten, die eine Art moralischer Vorzensur einführen und allzu „anstößige“ Werke trotz ihres literarischen Ranges aus den Büchereien verbannt sehen wollten. So ergab sich als Fazit der Tagung, daß der volksbibliothekarische Berufsstand als solcher weiter an Profil gewonnen hat und daß die Öffentliche Hand in ihm einen guten Verbündeten gegen die Gefahren der Vermassung und Verflachung besitzt. Möge sie die ihr gegebene Chance nützen und den deutschen Büchereien endlich jene finanzielle Förderung zukommen lassen, die in allen freiheitlichen Ländern des Westens seit langem praktiziert wird! Denn die Öffentliche Bücherei ist mehr als nur der „Bücherschrank für Jedermann“, sie ist zugleich der neutrale Ort, auf dem sich der demokratische Staatsbürger unbeeinflusst seine Meinung zu bilden vermag. Gut ausgebaute und dotierte Büchereien sind ein Unterpfand demokratischer Ordnung.

Die Schule der Diktatoren

Erich Kästner weiß, daß es „chronische Aktualitäten“ gibt. Er kennt seine Pappenheimer genau, so wie Heinrich Heine sie kannte. Er ist nicht nur ein Moralist, nicht nur Pädagoge, sondern auch ein unentwegter Marathonläufer der Hoffnung — jener Hoffnung, daß das Deutsche Volk doch noch einmal politisch klüger werden könnte. Deshalb schrieb er ihm ins Stammbuch: „Ein guter Mensch zu sein, gilt hierzulande als Dummheit, wenn nicht gar als Schande.“ Und aus ähnlichen Erwägungen schrieb er für die Deutschen die „Schule der Diktatoren“ als Tragikomödie in neun Bildern. Hans Schweikart inszenierte dieses Stück in den „Münchener Kammerspielen“ in bewundernswerter Weise und durfte mit seiner Inszenierung und dem Ensemble auf ein Gastspiel nach Zürich reisen.

Hier ist nicht der Ort einer Theaterkritik. Hier ist deshalb nur festzustellen, daß sich diese Tragikomödie an jene Deutschen, vor allem der sogenannten besseren Kreise wendet, die so tun, als ob Hitler nie gelebt habe, die ihn vielleicht sogar als jüdische Erfindung betrachten — und nicht ahnen, wie anfällig sie für eine neue Diktatur sind. Kästners Spiel ist präzise gebaut, steht „auf dem Wort“. Es weist die Qualitäten eines Stücks von Jean Giraudoux auf und ist, wie Schweikart bewiesen hat, ebenso theaterwirksam wie diese. Aber es scheint uns bezeichnend zu sein, daß sich bisher noch keine zweite deutsche Bühne um die Aufführungsrechte bemüht hat, daß jedoch bald einige ausländische Bühnen diese „Schule“ bringen wollen. Bei uns will man von Diktatoren nichts wissen, noch weniger von jenen, die sie nicht

ernst nehmen — und dafür hätschelt man umso lieber alle jene, die ihre Mitte längst verloren haben — und doch nicht den Rand zu halten vermögen . . . Wir haben jedoch einen Vorschlag zu machen, der aus mannigfaltigem Anschauungsunterricht geboren wurde: wie wäre es, wenn Herr Staatssekretär Prof. Hallstein, der im Bundestag kundtat, daß er von Brechts „Dreigroschenoper“ nichts, von der Pappritzschen Etikette hingegen manches hält, seinen Diplomaten im Auslande zur Seelenstärkung und Erbauung mindestens ebensoviele Exemplare der im Cecilie Dressler-Verlag, Berlin erschienenen „*Schule der Diktatoren*“ (DM 7,80 — viel billiger als die Etikette!) senden würde wie von der „Etikette“. Nicht zuletzt deshalb, weil, soweit wir wissen, es Erich Kästner war, der nach dem Hitlerkriege über die ach so wendigen Diplomaten der Wilhelmstraße reimte: „ . . . und als ich mich dann wiederfand — war ich auch schon im Widerstand“!

Deutsche Literatur in Südamerika

Man ist in Südamerika ungewöhnlich weltoffen; aber die südamerikanische pazifistische Grundhaltung, die sich mit einem ausgeprägten Nationalbewußtsein gut verträgt, gibt ihren literarischen Interessen die Richtung, pazifistische Werke zu bevorzugen. Ihre Grenze findet die Aufgeschlossenheit in dem Streben, die lateinische Kultureinheit zu bewahren und sie nicht durch fremde Einflüsse sprengen zu lassen.

Von deutschen Autoren sind Goethe und Humboldt in Südamerika seit langem bekannt und besonders geschätzt. Die Verehrung Humboldts ist von der Dankbarkeit getragen, seitdem seine Schilderung der südamerikanischen Lebensformen diese zum ersten Male aus ihrer weltabgeschiedenen Entlegenheit in das Blickfeld der europäischen Welt rückte. Unvergessen blieb Humboldts Begegnung mit dem jungen Bolivar in Paris, den er auf die Mission der gebildeten Stände Südamerikas hinwies, die nationale Selbständigkeit zu erringen. Mit diesem Gespräch hatte Humboldt in dem jungen Bolivar, dem späteren Befreier Südamerikas, das Feuer des Unabhängigkeitskampfes entzündet.

In Goethes Schriften hofften die Südamerikaner in den dunklen Jahren des Zweiten Weltkrieges eine Erklärung für das ihnen unfasßbare Phänomen des kulturellen Verfalls eines Volkes zu finden, für dessen Zukunft man stets das Beste gewünscht hatte.

Sieht man von dem Einfluß Goethes und Humboldts auf die südamerikanische Geisteswelt ab, so ist der Einfluß der deutschen Literatur im Verhältnis zu den zahlreichen Werken anderer europäischer Verfasser nicht beherrschend, da es der deutschen Literatur an bedeutenden Erzählern vom Range eines Balzac, Dickens, Cervantes oder Tolstoi fehlt.

Durch ihr Herkommen, ihre Sprachen und Sitten leben und denken die Südamerikaner vorwiegend im lateinischen Kulturkreis, dem sie sich mehr verbunden fühlen, als mit den „nordischen“ Kulturen, deren Dynamismus sie beunruhigt.

Um so erfreulicher war es, daß nach dem Ersten Weltkrieg die Werke der deutschen Autoren, die die deutschen Gegenwartsprobleme realistisch und lebendig darstellten, in Südamerika besondere Beachtung fanden. Noch heute

gibt es keine südamerikanische Buchhandlung in Buenos Aires, Sao Paulo oder Santiago, in denen die Werke von Erich Maria Remarque, Leonhard Frank, Thomas Mann und Anna Seghers nicht auslägen. Die in Südamerika übliche billige, broschürte Buchform sicherte Pliviers „Des Kaisers Kuli“ und „Der Kaiser ging und die Generäle blieben“, Gläfers „Jahrgang 1902“, Remarques „Im Westen nichts Neues“, Anna Seghers „Das siebte Kreuz“ und Leonhard Franks „Karl und Anna“ Massenauflagen.

Wer anschaulich und lebendig zu erzählen versteht — wie Vicky Baum in „Dr. Helene Willfür“ und „Die Feme“ — wird als Informator eines fremden und „exotischen“ Lebens besonders von der südamerikanischen Jugend sehr geschätzt.

Zu den gelesenen Werken gehören die historischen Romane Stefan Zweigs, dessen Freitod in Petropolis die Aufmerksamkeit der Südamerikaner auf die tragische Situation der emigrierten deutschen Schriftsteller lenkte. Es waren auch diese vor dem Naziregime geflüchteten deutschen Schriftsteller, die der deutschen Literatur über den Zweiten Weltkrieg hinaus das Ansehen erhielten. Dr. Paul Zech, Balder Olden und die jüngeren deutschen Schriftsteller schrieben für das „Argentinische Tageblatt“ (der einzigen deutschsprachigen Zeitung Südamerikas während des Zweiten Weltkrieges, und hielten Vorträge an den deutschsprachigen südamerikanischen Sendern über deutsche Literatur, die ihr Eigenleben außerhalb der deutschen Grenzen zu wahren wußte.

Das Interesse an deutscher Literatur ist in Südamerika deshalb wachgeblieben; aber man wartet in Südamerika auf die lebendige, literarische Darstellung des heutigen Deutschlands durch junge deutsche Autoren, die unprätenziös zu erzählen verstehen.

Erinnerungen aus den Jahren 5694 - 5698

Fünf kleine Bücher, durchschnittlich jedes ca. 180 Seiten stark, liegen vor. Auf dem Titelblatt steht „*Almanach... auf das Jahr 5694*“, bzw. eins der darauffolgenden vier Jahre! — Es sind Rechenschaftslegungen des Berliner Schocken Verlags (— erst der letzte Band trägt die zusätzliche Bezeichnung „Jüdischer Buchverlag“ —) aus den Jahren 1933 - 1938, den fünf ersten Jahren des Tausendjährigen Reichs. — Wenn man sie durchsieht, wird einem noch einmal klar, was die Goebbels'schen Schrumpfer germanen der deutschen Literatur angetan haben, als sie Karl Wolfskehl und Albert Mombert, Martin Buber und Franz Werfel, Richard Beer-Hoffmann und Franz Kafka ins literarische Ghetto sperrten, noch bevor sie zur „Endlösung der Judenfrage“ schritten. Es sind nur einige der Namen, die dieses Verlagswerk aus den Jahren 5694 - 5698 kennzeichnen — Almanache geben ja stets nur Andeutungen dessen, was an gerundeter Leistung in einem mit Sorgfalt verwalteten verlegerischen Unternehmen steckt. — Aber die Auszüge genügen, um noch nachträglich als Nichtjude ein Gefühl der Beschämung zu haben, blättert man in diesen Bänden! Mit wieviel Würde wurde hier ein Schicksal auf sich genommen (dessen letzte Konsequenzen ja damals noch niemand ahnte), mit welcher Liebe zur deutschen Sprache wurde hier an Übersetzungen aus dem Hebräischen gearbeitet, wie ernst nahm man etwa in den Beiträgen Franz Rosenzweigs die Problematik der Gleichzeitigkeit von Judentum und — immer noch — Deutschtum!

Damals wurde von deutschjüdischer Seite versucht, kleine Bausteine anzusammeln, um der Forderung Martin Bubers gerecht zu werden: „Der jüdische Mensch von heute ist der innerlich ausgesetzteste Mensch unserer Welt. Die Spannungen des Zeitalters haben sich diesen Punkt ersehen, um an ihm ihre Kraft zu messen. Sie wollen erfahren, ob der Mensch ihnen noch zu widerstehen vermag, und erproben sich am Juden. Wird er standhalten? Wird er in Stücke gehen? Sie wollen durch sein Schicksal erfahren, was es um den Menschen ist. Sie machen Versuche mit den Juden, sie versuchen ihn. Besteht er's?“

Es steht einem Außenseiter nicht an, die Frage zu beantworten. Sie muß da beantwortet werden, wo sie gestellt wurde: bei der deutsch-jüdischen Führungsschicht, die damals ihre Glaubens- und Rassegeliebten aufrief — standzuhalten, d. h. das zu sein, was ihr Schicksal von ihnen verlangte. Manchmal scheint es, daß viele Dinge, die — auch im jüdischen Bereich — seit 1945 passierten, Anlaß zu bedauernder Skepsis sein könnten: Der Mord Bernadottes, 750 000 heimatlose Araber an den Grenzen Israels und manches andere: hat hier der jüdische Mensch, den Buber meint, die Probe bestanden? Die Frage bleibt für die, die das Gewicht der jüdischen Verantwortung weiterhin fühlen . . .

Aber für den, der noch einmal, ein wenig melancholisch, liest, wie damals Franz Rosenzweig forderte: „... Seien wir also Deutsche. Und Jude. Beides, ohne uns um das ‚und‘ zu sorgen, ja ohne viel davon zu reden, — aber wirklich beides. Wie, das ist im Grunde eine — Taktfrage. Wo im Leben des Einzelnen der Schwerpunkt liegen soll, ob überhaupt ein Schwerpunkt und nicht zwei, und wie sich die Massen zwischen diesen Schwerpunkten verteilen mögen — das sind alles Dinge, die jeder Einzelne für sich und mit sich selbst entscheiden muß. Aber er muß entscheiden können. Man muß ihm die Fähigkeit dazu geben!“, für den wird noch einmal deutlich, wie wenige „Antisemiten“, abgesehen von Hans Blueher, der das u. a. in einer theologischen Diskussion mit einem jüdischen Professor einmal unternommen hat, die „jüdische Frage“ jemals wirklich in ihren religiösen und geistigen Hintergründen als Frage der Existenz wirklich „radikal“, d. h. an die Wurzeln gehend, durchzudenken versucht haben. Die deutschjüdische Elite hat das versucht, selbst in den gefährdeten Jahren 5694 - 5698.

Der Fall Silone

Es gibt einen Fall Silone. Dieser Dichter von bedeutendem Rang ist eine Auslandsberühmtheit: von vier Romanen erschienen 76 Übersetzungen, während die Italiener sich vor ihnen genau so reserviert verhielten wie vor den besten Filmen der neo-realistischen Prägung, die in der Welt stürmischen Beifall ernteten. Es besteht auch eine innere Parallele zwischen seinen Büchern und diesen Filmen: beide sind Offenbarungen eines Willens zur ungeschminkten Wahrheit, in ihnen gibt es keine beschönigenden Illusionen mehr. Der Faschismus wollte nicht zugeben, daß hinter seinem goldenen Pomp das Volk in Armut vegetierte. Ignazio Silone zeigte es mit erschütternder Deutlichkeit, weshalb ihn die Italiener nicht lesen durften. Als ihm das Ende Mussolinis den Weg freigab, glaubten sie, seine Alarmrufe hätten allein dem gestürzten Regime gegolten, sie lasen nicht erst nach. Daß es Elend gab, wußten sie,

sie wollten nur nicht mit der Nase darauf gestoßen werden, sie sahen nur den politischen Akzent, und der war ihnen unbequem. Der Sozialist Silone wurde auch dort beargwöhnt, wo er unpolitisch war, und der lautere Mensch, der hinter seinem Werk steht, ignoriert; denn Sozialismus ist für Silone eine Sache des Herzens, nicht der Interessenkämpfe. Er zog sich aus dem Tagesstreit zurück, Zeitfragen beantwortete er von der höheren Warte der Geistigkeit und der Humanität aus. Immer stärker trat in seinen Büchern das rein Menschliche vor das Polemische; nicht mehr die von politischen Einwirkungen geschüttelte Gemeinschaft beherrschte die Szene, sondern das menschliche Schicksal in einem Beispiel. Seine Entwicklung war also keine sprunghafte, sondern eine konsequent logische. Sie führt in seinem neuesten Roman „Il segreto di Luca“ (Verlag Mondadori, Milano) zu einem Gipfel, der diejenigen überrascht, die ihn bisher nur politisch gelten ließen oder ablehnten.

„Das Geheimnis des Luca“ stellt eine ebenso merkwürdige wie faszinierende These auf. Zwei Opfer der Vergangenheit kehren in ihr Heimatdorf in den Abruzzen zurück (Silone ist Abruzzese). Der eine war ein verfolgter Antifaschist, der andere hat, als Mörder verurteilt, im Zuchthaus gesessen. Der Antifaschist ordnet sich schnell in die neue Freiheit ein, findet Anschluß und Gemeinschaft. Luca findet sie nicht. Es ist keineswegs so, daß man von ihm nichts wissen will; jeder weiß, daß ihn ein Fehlurteil ins Zuchthaus gebracht hat. Man würde ihm goldene Brücken bauen — er betritt sie nicht, es liegt ein Geheimnis um ihn und in ihm. Er hat damals den Mord nicht begangen, er hat nichts bekannt, nichts geleugnet und ist auf die Entlastungsbemühungen seiner Freunde nicht eingegangen, er hat sich verurteilen lassen und geschwiegen, und er schweigt weiter. Dem gemeinen Verstand ist er ein Rätsel, und das ist es, was ihn den Menschen und ihrer Gemeinschaft fernhält. Sein Geheimnis ist der Kampf mit sich selber: wo liegen die Grenzen zwischen Gut und Böse, inwieweit tragen wir eine Schuld, für die wir einstehen müssen? Es kommt nicht auf die Tatsachen an, sondern auf das Gewissen. Es ist eine Purifikation des Gewissens, das sich bewußt wird, Teil an der allgemeinen Schuld zu haben. Eine beispielhafte Geste, nein, mehr als eine Geste, ein leidenschaftlicher Ruf durch sein Schweigen, in einer Zeit der immer stärkeren, lärmvolleren Veräußerlichung nach innen zu horchen. Darin liegt etwas von der bitteren Wahrheit, zu der sich Dostojewski durchrang. Silones Buch hat nichts mit christlicher These zu tun, aber es ist christlicher als jedes Lippenbekenntnis, es ist ein erschütterndes Menschenbekenntnis.

Kunst und Kennerschaft

„Meine Aufsätze können nicht direkt als eine Anweisung zur Kennerschaft dienen, könnten es auch nicht, wenn sie glücklicher und ausführlicher in der Aufzählung von Merkmalen wären. Mittelbar vermögen sie vielleicht — und soweit reicht die bescheidene Hoffnung, die mich ermutigt — das Studium und den Genuß der Originale zu erleichtern und zu vertiefen. Die Fähigkeit, zu bestimmen oder Bestimmungen zu kontrollieren, wird sich von selbst aus Studium und Genuß ergeben. Auch aus dem Genuß!

Viele Kunstforscher setzen freilich ihren Ehrgeiz darein, die Freude an der Kunst auszuschalten, was einigen von ihnen aus naheliegenden Gründen unschwer gelingt. Sie genießen sich und fürchten, von den Vertretern der

strengerer Nachbardisziplin nicht für voll genommen und einer vergnüglichen oder frivolen Beschäftigung verdächtig zu sein. Rechnende und messende Beweisführung wird als ausschlaggebend vorgespiegelt. Die trockene Weise steht in Ansehen. Und die dunkle Weise, jene verzwickte Terminologie, die das Lesen kunstgeschichtlicher Bücher zur Qual macht, entstammt eben dieser Ambition. Manchmal ist undurchsichtige, somit für den Leser wertlose Tiefe dabei, gewöhnlich aber nichts als Flachheit, die künstlich getrübt ist, damit man an Tiefe glauben soll.“

1916 wurden diese einfachen und in ihrer Aufrichtigkeit erheiternden Sätze zum ersten Mal gedruckt. Dr. Max J. Friedländer, ein Kunstgelehrter und Museumsmann in Berlin, hatte sie seinen Studien zur Geschichte der niederländischen Malerei vorangestellt: „Von Eyck bis Brueghel“. Vierzig Jahre später stehen sie fast unverändert in der viel üppigeren, durch jüngste Forschungsergebnisse bereicherten Neuausgabe des Phaidon-Verlages. Zwar hat dem Wort „Nachbardisziplin“ ein -n angehängt werden müssen; aber das war zu erwarten, daß ein so strenges Gebilde nicht ungeschoren über die Jahrzehnte kommen würde. An Aktualität hat Friedländers Betrachtungsweise, die er in der Schrift über „Kunst und Kennerschaft“ ausführlich darlegte, eher gewonnen. Das Allzudunkle hat sich inzwischen auch in der Lyrik ausgebreitet, und die wertlose Tiefe gilt allen Ernstes als Philosophie unserer Zeit. Was sich da als das ganz Moderne offeriert, ist mit dem Begriff der Restauration schon nicht mehr zu fassen, es ist ein strenger Hexenglaube, der die Freude an der Kunst ächtet und den Genuß unterdrückt.

Max Friedländer selber wurde am 5. Juni neunzig. In den Niederlanden, deren alter Malerei sein vierzehnbändiges Hauptwerk gewidmet ist (1924-1937), lebt er seit 1933. Seine Arbeit am Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hat er damals aufgeben müssen, und er blieb auch im Exil nicht unangefochten. Aber die Kunst hat den Patriarchen unter ihren deutschen Kennern nicht verlassen. Sein Werk, eine Arbeit von hohem Anspruch, hat nichts Beschwerliches; es ist licht und klar, eher graziös als akademisch, und wenn wir dem Dr. Friedländer danken könnten mit diesem Gruß, dann würden wir ihm sagen, daß seine Kennerschaft uns die Kunst genießen lehrte.

Gilbert Murray †

Wenige Wochen vor seinem Tode empfing Gilbert Murray aus der Hand des deutschen Geschäftsträgers in London die Insignien des Ordens Pour le mérite, der ihm vom Bundespräsidenten verliehen worden war. Wieviele Deutsche haben überhaupt gewußt, wer der also Ausgezeichnete gewesen ist? Gewiß, der Einundneunzigjährige war den Jüngeren längst entwachsen. Er hatte zudem niemals auch nur einen Finger gerührt, um seinem eigenen Ruhme zu dienen. Die Sache war ihm alles — mochten es nun die griechische Sprache, die Freiheit des Geistes oder die Völkerverständigung sein. Mit ihm ist einer der letzten großen Vertreter des europäischen Liberalismus von uns gegangen, zugleich einer der größten Humanisten, die das an Unmenschlichkeiten so reiche 20. Jahrhundert gesehen hat.

Gilbert Murray war zwar kein Wunderkind, hat aber doch eine Laufbahn hinter sich, die zu den erstaunlichsten seiner Zeit gehört. Der junge Austra-

hier kam als Student nach England und errang dort innerhalb weniger Jahre sämtliche Preise und Stipendien, die einem Jünger der Altphilologie erreichbar waren. So wurde er denn schon mit dreiundzwanzig Jahren ordentlicher Professor in Glasgow und siedelte 1908 nach Oxford über, wo er die letzten fünfzig Jahre seines Lebens geblieben ist. Seine Übersetzungen griechischer Klassiker, vor allem des Euripides, Aischylos und Aristophanes, sind geistesgeschichtliche Ereignisse ersten Ranges gewesen. Zusammen mit seinen Essays über die griechische Kultur haben sie dem Studium und der Kenntnis der klassischen Kultur in Großbritannien ein neues Zeitalter eröffnet. Die Einwände der wissenschaftlichen Philologie gegen manche Mängel seiner Übersetzungen wiegen demgegenüber gering. Gilbert Murray hat Zehntausende seiner Landsleute und in der ganzen englischsprechenden Welt überhaupt erst mit dem Griechentum in Verbindung gebracht. Nichts wäre jedoch abwegiger, als diesen Mann für einen weltfremden Gelehrten zu halten. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hat er zu den beredtesten Anwälten der Völkerverständigung gehört. Es war daher selbstverständlich, daß er Präsident Wilsons Plan eines Völkerbundes begeistert aufgriff. Von 1923 bis 1938 war er der Präsident der britischen Völkerbunds-Gesellschaft und hat selbst in Genf vor allem für die Pflege kultureller Beziehungen zwischen den Nationen gewirkt. Das Herannahen des Zweiten Weltkrieges hat die letzten Jahre seiner akademischen Lehrtätigkeit überschattet.

Selbst der Ausbruch des Krieges und sein für ganz Europa so verheerender Verlauf haben jedoch Gilbert Murray in seinen liberalen und humanen Überzeugungen nicht erschüttern können. Bis in die letzten Wochen seines erfüllten Lebens hinein hat er das Weltgeschehen aufmerksam und kritisch verfolgt. Er ist den Auffassungen seiner Jugend treu geblieben, aber nicht im Sinne eines starren Konservatismus, sondern weil er sie immer wieder an andern Überzeugungen und an den Ereignissen selber maß und nichts zu sehen glaubte, was ihn in der Richtigkeit seiner eigenen Haltung hätte wankend machen können. Ob seine Ansichten der Nachwelt vorbildlich sein können, mag mancher bezweifeln. Seine menschliche Haltung jedoch und seine geistige Integrität verdienen künftigen Geschlechtern als Vorbild aufbewahrt zu bleiben.

Louise Schröder †

Am 4. Juni starb in Berlin Louise Schröder. Zu ihrem 70. Geburtstag hatte Berlin, das der gebürtigen Hamburgerin die zweite Heimat geworden war, das Ehrenbürgerrecht verliehen und die Freie Universität sie zur Ehrensenatorin ernannt. Jetzt konnte Berlin sie nur noch durch ein Staatsbegräbnis ehren. Es gehört zur deutschen Geschichte und besonders zur Geschichte Berlins, daß diese Frau in der schwersten Zeit die Geschäfte des Oberbürgermeisters geführt hat, nachdem der sowjetische Stadtkommandant Ernst Reuter die Tätigkeit als Oberbürgermeister unmöglich machte. Sie war Mitglied der Weimarer Nationalversammlung 1919-1920 und Reichstagsabgeordnete bis 1933. Sie hat die Arbeiterwohlfahrt mitbegründet und trat 1945 in den Vorstand der SPD ein. Sie wurde Präsidentin des Deutschen Städtetages und dann sein Ehrenmitglied, vertrat Berlin im Bundestag und war Mitglied des Europa-Rates.

Louise Schröder war ausgezeichnet durch vornehme Schlichtheit, persönliche Würde und ein starkes Verantwortungsgefühl, Eigenschaften, die ihr, gerade wegen ihrer Zurückhaltung, die Achtung aller anständigen Menschen erwarben. Sie hat sich mit großem Mut bewährt in den ekelhaften Tumulten, als die SED gegen sie demonstrierte und das Rathaus zu stürmen versuchte. Wer Louise Schröder gekannt und die Gelegenheit gehabt hat, sie auch auf dem internationalen Parkett zu sehen, konnte nur mit ehrlicher Bewunderung die Haltung und die bescheidene Überlegenheit dieser Frau anerkennen. Aber nicht nur Achtung, sondern sehr viel Liebe ist ihr mit Fug zu Teil geworden. Die Herzen der Berliner gehörten ihr, wie Ernst Reuter, und wenn ein Name mit Recht verliehen worden ist, so ist das der, den die Berliner Louise Schröder gaben: die Mutter Berlins.

Wilhelm Hausenstein †

Mit tiefer Erschütterung haben alle Freunde Wilhelm Hausensteins die Nachricht von seinem Tode erhalten. Wir alle hofften, ihm zu seinem 75. Geburtstag, am 17. Juni d. J., unseren Dank darbringen zu können und ihm einen wahren Feiertag zu bereiten. Jetzt stehen wir an seinem Grab und klagen über den Verlust.

Sein Verleger, Karl Alber, Freiburg, wollte ihm und seinen Freunden eine besondere Freude bereiten durch die Herausgabe seiner Erzählung „Onkel Vere, der Douglas oder Die Geschichte eines Spleens“. Das Motto aus Goethes „Wilhelm Meister“, das Hausenstein diesem Büchlein vorausgestellt hat, „Jugendeindrücke verlöschen nicht, auch in ihren kleinsten Teilen“, trifft in wunderbarer Weise die Gemütslage von Hausensteins Altersgenossen. Wir müssen mit aufrichtigem Dank an ihn denken, der uns dieses kleine Juwel deutscher Prosa beschert hat. Er erzählt von seinem Onkel, dem Engländer Douglas aus großer englischer Familie, der sich in eine Tätigkeit im deutschen Schwarzwald vor dem Leben geflüchtet hatte. Mit einer beispielhaften Meisterschaft hat es Hausenstein verstanden, aus diesem Sonderfall eines mit sich selbst nicht ins Gleis gekommenen Menschen, Licht zu werfen auf Empfindungen von Kindern gegenüber einer Erscheinung, die für sie zunächst aus einem Mythos zu kommen schien. Wie dann die Entwicklung geschildert wird, die Hausensteins eigenes Gefühl durchmacht, als Kritik von außen in ihn gegenüber der überragenden mythischen Persönlichkeit hineingetragen wurde, das ist in unübertrefflicher Feinheit mit den kleinsten Einzelheiten geschildert. Zwar verschwand etwas von der unbegrenzten Verehrung, aber dafür setzte in den reiferen Jahren ein Verständnis und eine schöne Neugier ein, dieses Phänomen begreifen zu können. Dieses kleine Büchlein gehört zu den Kabinettsstücken deutscher Literatur. Die Trauer um den Toten wird dadurch verstärkt werden, zugleich aber wird es das Gedächtnis an ihn wachhalten und an das, was er uns gegeben hat.

Als Deutscher unter Deutschen

In Nummer 10 der Hamburger Wochenschrift „Die Zeit“ vom 7. 3. 1957 veröffentlichte Rudolf Walter Leonhardt einen Aufsatz mit dem Titel „Die Menschen, mit denen wir leben — Reaktion auf ein offenes Wort — Drohungen aus dem Dunkel“. Er beschäftigte sich mit den Zuschriften über die Fernseh-sendung, die Josef Müller-Marein unter dem Titel „Panorama. Worüber man spricht — worüber man sprechen sollte“ Ende jeden Monats veranstaltet. Da diese Zuschriften symptomatisch für die Gesinnung eines Teiles des deutschen Volkes sind, verdienen sie Interesse und das Thema Weiterbehandlung

- Ich habe durch mehrere Jahre regelmäßig im Süddeutschen Rundfunk alle 14 Tage eine 10-Minuten-Sendung unter dem Titel „Für und Wider“ durchgeführt. Die Sendungen beschäftigten sich vorwiegend mit dem Wiederauftreten der Nationalsozialisten und Antisemiten. Die Zuschriften, die zum Teil an den Intendanten des Süddeutschen Rundfunks, zum Teil an mich direkt gingen, beweisen, daß eine Gesinnung, wie sie in den von Leonhardt angeführten Zitaten sich äußert, auch anderswo verbreitet ist. Nur deshalb will ich, der ich völlig unbeeindruckt von *dieser* Art Zuschriften bin, aus meinen Erfahrungen eine Ergänzung geben. Es geht nicht um meine Person, es geht um die Sache.

Vorweg sei bemerkt, daß die Hörerbriefe, die aus der gleichen Sorge, die mich bedrückt, lebhafteste Zustimmung und Dank zum Ausdruck bringen, weit-aus die ablehnenden Schreiben überwiegen, und daß die Qualität der zustimmenden, wie schon aus dem Stil der Briefe hervorgeht, im Niveau wesentlich höher erscheint als die der anderen Briefschreiber. Es gab auch unter den kritischen Einsendungen eine Reihe, die mir willkommene Anregung gegeben haben. Aber...

Nur am Rande sei erwähnt, daß anonyme Zuschriften oder solche mit einem fingierten Absender, die bare Drohungen und grobe Beschimpfungen enthalten, natürlich nicht für eine große Zahl anderer Personen als gültig anzusehen sind. Ich gebe nur einige Proben in der originalen Orthographie:

„Na Du Dreckerl machst ja ganz schönen Risches laß unsere Jungen nur erst mal Waffen haben dann räumen wir mit euch Bonzen auf dann werden wir euch die Schnauzen schon polieren. Heil die neue Wehrmacht.“ (Anonym aus Schwenningen)

Herr Pechel! gottverfluchter *Judenknecht*! Alte Schnauze hau endlich ab . . . endlich, oder . . . , oder . . . die „Würgehand“ Unsere Geduld ist am Ende.“ (Anonym)

„Meine Herren!

Mit Ihrem ‚Freien Mitarbeiter‘, dem sog. Chefredakteur Dr. Pechel wird zu gegebener Zeit abgerechnet. Lassen Sie ihm dies wissen.“ (Vogel, Gießen, aber an anderem Platz zur Post gegeben).

Dieses Niveau entzieht sich durch seine Niedrigkeit der Diskussion, ebenso wie die Briefe, die mir, dem „Landesverräter“ den Laternenpfahl am Tage X in Aussicht stellen.

Also weiter im Text.

„Möchte Ihnen mitteilen, daß der größte Teil Ihrer Hörer die Sendungen des Herr Dr. Pechel ablehnt! Was Herr Dr. Pechel bringt, ist politische Brunnenvergiftung!“ (Dr. Honneger, Eßlingen)

„Ich könnte mir dann vorstellen, daß Sie vielen unschuldigen ‚Nazis‘ zu ihrem Recht verhelfen wollen. Nun, das ist nichts Schlimmes und geht schon in Ordnung. Aber eines verstehe ich nicht, warum man solche Hetzer und Brunnenvergifter in diesen schweren Tagen immer noch auf das deutsche Volk losläßt? Wenn Sie einen Funken Zivilcourage besitzen, so lesen Sie bitte diesen Brief bei ihren weiteren Sendungen ruhig vor. Mich würde nur interessieren, wohin Sie verduften, wenn es zu einem Krieg kommen sollte. Es ist nur ein Glück, daß Sie vom deutschen Hörerpublikum nicht Ernst genommen werden.“ (Karl Weiss, Pforzheim)

„Durch Zufall hörte ich einige Ihrer komischen Hetzkommentare gegen alte Parteigenossen und überhaupt gegen alles, was im dritten Reich vor sich gegangen ist. Sie machen sich heute die Sache sehr leicht, jetzt wo sich keiner mehr richtig wehren kann, ziehen Sie über die Leute her und wenn sich jemand wehren würde, dann wird er gebrandmarkt als Nazi und bekommt sowieso nirgends Recht, genau so wie es im dritten Reich war, nur ist es jetzt umgekehrt. . . . Selbst ein Herr Stauffenberg hätte es tun können, wenn er nicht feige seine Tasche hingestellt hätte sondern kurz seine Pistole gezogen hätte.“ (Willi Schofer, Lauffen)

„Nicht eins mit Ihnen wissen wir uns aber in dem abgrundtiefen Haß gegen ehemalige Nationalsozialisten, den Sie bei jeder Ihrer Sendungen in den Äther speien. — Nach einem anfänglichen Vakuum hat sich der demokratische Gedanke bei uns durchgesetzt und gefestigt, unter Einschuß vieler ehemaliger Nationalsozialisten. Daß die ehemaligen Anhänger des Dritten Reiches den neuen Weg gefunden haben, verdanken sie der besseren Einsicht des größeren Teils unseres Volkes, daß allein im Verzeihen der Schlüssel zur Bekehrung liegt. Sie aber zerstören, anstatt aufzubauen. . . . Wir hätten also vielmehr Grund, einen ideologischen Feldzug gegen das Judentum zu starten, als Sie gegen die ehemaligen Nazis. Doch wer Haß sät, wird keine Freunde ernten. — Wir leben heute alle am Rande eines Abgrunds, in den wir totschier hineinstürzen, wenn wir uns nicht zu einer festen Einheit (Auch unter Einschuß der ehemaligen Nazis) zusammenfinden, die allein die Gewähr bietet, gegen die Mächte der Gewalt bestehen zu können.“ (Verband der Heimkehrer, Aalen)

„In der Reihe Ihrer Kommentare sind die des Dr. R. Pechel nicht nur die weitaus schlechtesten, sondern es ist geradezu ekelhaft und widerlich diese haßerfüllten Racheesänge mitanzuhören. Traurig, daß der Rundfunk kritiklos solche Leute auf die Hörer losläßt. Die verantwortlichen Leute dafür sollten sich zumindest darüber im klaren sein, daß wir nicht die Hörer des Senders ‚Freies Europa‘ sind. Ich bitte Sie, meine Meinung dem Dr. R. Pechel kundzutun.“ (Brigitte Lampe, Heidelberg)

„Meiner Auffassung nach können Sie keinen Funken Nationalstolz oder Ehrgefühl besitzen, denn das was Sie in die Welt hinaus posaunen kann man kaum noch mit den Worten gemein oder niederträchtig bezeichnen. Ich kann kaum glauben, daß Sie eine Staatsbürgerschaft besitzen, denn jedes Land, mag es heißen wie es will, wird einer Person, wie Sie eine sind nicht als Staatsbürger anerkennen. — Ich warne Sie aber, dieses Schriftstück der Öffentlichkeit in verleumderischer Art und Weise darzustellen. Meine Personalien gebe ich aus gewissen Gründen nicht an, möchte abwarten, wie Sie auf dieses Schreiben reagieren.“ (Einer von vielen)

„Im übrigen möchten wir Ihnen mitteilen, daß alle anständigen Deutschen auf der Seite des Dichters Hans Grimm stehen. Da wir seinerzeit, (ich glaube, es war 1949/50) die aus der Feder eines namhaften Kritikers in führenden deutschen Zeitungen erschienenen Betrachtungen über den Dr. Faustus von Th. Mann gelesen haben, so können wir einem deutsch fühlenden Menschen nicht das Recht absprechen, Th. Mann als Hauptredner in einer Schillerfeier abzulehnen.“ (Unterschrift gewollt unleserlich)

„Seit einiger Zeit höre ich mir regelmäßig Ihre Sendereihe „Für und Wider“ im Süddeutschen Rundfunk an. Ich kann mich nicht ganz des Eindrucks erwehren,

wert Herr Doktor, daß Sie die derzeitige politische Situation in unserer Kolonial-Demokratie, genannt Bundes-Republik, durch eine stark braun gefärbte Brille betrachten und es deshalb nicht weiter verwunderlich ist, wenn Sie überall ‚Nazis‘ erblicken, wo gar keine sind. Es ist traurig und kennzeichnend für einige ‚Deutsche‘, daß sie gerade jetzt, wo unserem Volk ein bißchen Nationalbewußtsein nichts schaden würde, jede Besinnung auf unsere Ehre und unsere Kultur gleich mit ‚Wiedererwachen des Nazismus‘ brandmarken! Da steckt doch System dahinter!“ (Fritz Kocrhel, Heidelberg).

„Daß Dr. R. Pechel schon seit langer Zeit die Hörer des südd. Rundfunks ungeduldet mit seinen üblen Hetzereien auf ehemalige Angehörige der NSDAP belästigen kann, ist an und für sich schon unglaublich. Wenn Dr. Pechel in dieser Art am Mikrofon zu sprechen fortfahren kann, muß sich einem der Verdacht aufdrängen, daß die Verantwortlichen des südd. Rundfunk Stuttgart die Meinung Dr. Pechels teilen.“ (Karl-Wilhelm Heinrich, Bauschlott)

Wenn man nun versucht, eine gewisse Ordnung in die oft sehr unlogischen und auch in Stil und Orthographie merkwürdigen Briefe hineinzubringen, so richten sich viele gegen meine Sendungen, weil sie meinen, man solle endlich mit der Bekämpfung der Nazis aufhören. Nach 11 Jahren müsse endlich Frieden eintreten usw.

„Für und Wider‘, man kann schon sagen mehr ‚wider‘ als ‚für‘ hat Herr Dr. Pechel uns zu sagen. Ich bin der Meinung, daß 11 Jahre nach dem unseligen Ende des ‚tausendjährigen Reiches‘ man endlich Schluß machen sollte, Nachweise zu führen, was das damalige Regime für Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten begangen hat. Wir alle wissen das zur Genüge und wirkt noch besonders nachhaltig bei uns.“ (Beckh, Pforzheim)

Nun, ähnliche Dinge hat man auch an Müller-Marein geschrieben. Die Briefschreiber vergessen oder wollen nicht sehen, daß wir nicht gegen die Nationalsozialisten als solche kämpfen, sondern uns nur zu Wehr setzen gegen größtenteils Provokationen in der Gegenwart und das Vordringen unbekehrter Nationalisten in wichtige Stellen. Dazu ist es unumgänglich notwendig, auf die Vergangenheit zurückzublenden, weil über sie oft erstaunliche Unkenntnis herrscht und infolgedessen die Gefahr einer braunen Restauration gegeben ist. Diese Einsender tun so, als ob meine Bemerkungen Wirkungen ohne Ursache wären.

Andere Briefschreiber äußern die Vermutung, daß ich selber Jude sei, weil ich mich aufs schärfste gegen jeden Antisemitismus wehre. Sie können anscheinend nicht begreifen, daß man nur ein anständiger Mensch zu sein braucht, um jeden Antisemitismus abzulehnen.

„Schon einige Male habe ich Ihr ‚Gestammel‘ gehört, aber Ihr gestriger Kommentar veranlaßt mich, kurz darauf zu antworten. Glauben Sie nicht, ich bin von irgend jemand dazu aufgefordert worden, sondern ich schreibe, weil es an der Zeit ist, Ihnen zu antworten. Zunächst macht mich Ihr Name stutzig. Sind Sie etwa auch ‚Jude‘?? Dann erklärt sich alles.“ H. W., NN.)

„Ich weiß nicht, was Sie persönlich unter Hitler durchgemacht haben oder ob Sie Jude sind. Das ist ja auch ganz gleich. Ich möchte nur auf Ihren letzten Vortrag am Montag Abend eingehen, wo Sie auf die unendlichen Leiden der Juden in Deutschland hingewiesen haben. Ich bin fest überzeugt, daß die angegebenen Zahlen dafür stark übertrieben sind. — Ihnen ist doch wohl auch bekannt, daß die Amerikaner erst nachträglich in den KZs Verbrennungsöfen einbauen ließen, um den ‚Beweis‘ zu erbringen, wie scheußlich die bösen Nazis waren. — Ich will auch durchaus nicht Hitler und seine Mannen rechtfertigen, ich bin nur für eine historische Gerechtigkeit. Und gerade deswegen versage ich den Juden mein Mitgefühl. — Mag nun in Deutschland geschehen sein, was will (ich will gern zugeben, daß vieles Verabscheuungswerte geschehen ist), so kann ich nicht verstehen, wie man als Deut-

scher immer wieder sein eigenes Volk mit Schmutz bewirft. — Das Judentum war bei uns ein politisches Problem, aus dem dann ein rassisches wurde. Und ein politisches Problem muß mit politischen Mitteln gelöst werden. Aber um der historischen Gerechtigkeit willen: ich kenne eine ähnliche Begebenheit, wo auch ein Abergläubiger im blinden Fanatismus den Einheimischen ihr göttliches Heiligtum vernichtet hat. Doch ebenso verabscheuungswürdig wie s.Z. die Kristallnacht, finden Sie nicht auch? Aber merkwürdig, dieser Schänder wird als Heiliger von der katholischen Kirche gefeiert, und die dummen Deutschen, deren Vorfahren nämlich dieser ‚Heilige‘ Bonifatius ihre heilige Eiche, Wohnstätte ihres höchsten Gottes Wotan, fällte, haben die Schandtat längst vergessen, sondern feiern ihn heute sogar noch als ihren Beglückter. Soweit kann man die Menschen durch immerwährende Vernebelung ihrer Denk- und Urteilskraft bringen!“ (Dr. Margot Maier, Neu-Ulm)

„Zu Ihrem Vortrag vom 25. 3. 57 muß ich Ihnen schon mitteilen, daß mir bekannt ist, daß viele ja die meisten Juden die KZ überlebt haben. Diese Herren haben dies nun sehr gut bezahlt bekommen und hören das selbst nicht mehr gerne, wie sie das mir selbst erzählt haben.“ (Emmerich, Ochsenfurt)

„In Ihrer Sendung am 17. XII. haben Sie mit den Protokollen der Weisen Zions ein Thema angeschnitten, das Sie, glaube ich, doch etwas vorsichtiger behandeln sollten. Ich empfehle Ihnen, diese Protokolle doch sehr genau zu studieren, nicht nur lesen, wie es so schön in der Ostzone heißt, und dann in die DDR reisen und sich dort einige Wochen, am besten Monate aufhalten und diese im Vergleich mit den Protokollen zu studieren, nicht nur über den Vorhang sehen. Ich glaube, Sie können viel, leider viel zu viel, dort in die Tat umgesetzt vorfinden. — Wenn auch laut Ihrem Gespräch diese Protokolle von irgend einer kleinen Gruppe als gefälscht hingestellt werden, allzu auffallend bleibt doch seine Identität mit der Entwicklung der Geschichte des 20sten Jahrhunderts nicht nur in Rußland, sondern auch in ganz Europa und weil's uns nun mal angeht, besonders in Deutschland. Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören, wie Sie sich diese auffallenden Übereinstimmungen erklären, da doch die Protokolle schon im 19ten Jahrhundert abgefaßt, um nicht zu sagen beschlossen wurden. (Friedrich Ehlers, Waiblingen)

„Es wundert mich, daß Sie überrascht sind über den fortgesetzten Antisemitismus in Westdeutschland. Für mich und jeden Katholiken sind diese Methoden Selbstverständlichkeit, solange Rom die Welt regiert — und es regiert die Welt, nach wie vor. Vor 2 000 Jahren waren es römische Priester und Soldaten, die den Juden Jesus kreuzigten. Was heute in Deutschland regiert, ist die römische Kirche und ihre Politiker (CSU) — die Tendenzen sind dieselben. Auch die Massenvernichtung der Juden in Europa von 1933-45 war ein politisches Verbrechen des Vatikans.“ (Chiffre: D 8282, Ulm)

„Sie bringen seit einigen Wochen Vorträge eines Rudolf Pechel mit dem Titel ‚Für und Wider‘. Was einem da aus dem Lautsprecher entgegenquillt, ist nackter, fruchtloser und seniler Haß und man spürt förmlich den Geifer aus dem zahnlosen Munde des Vortragenden. Dieser dürftige Mensch lebt scheinbar noch im Jahre 1945 und meint, als Publikum eben ausgebrochene KZler vor sich zu haben. — Was nun die Anonymität von Kritiken wie dieser anbetrifft, so liegt — abgesehen von reinen Schimpfkanonaden — weniger Feigheit der Schreiber vor als das begründete Mißtrauen gegenüber den Gepflogenheiten dieser sonderbaren Bundesdemokratie. — Mit den Mauseheilen seinesgleichen ist für die Demokratie ‚keen Blumentopp zu gewinnen‘, wie der Berliner sagt.“ (AWE?, Frankfurt)

Kennzeichnend für eine andere Kategorie von Hörerbriefen ist, daß sie mit den gemeinsten Verdächtigungen arbeitet und, da ich nun doch kein Jude bin, Kommunist sein müsse und im Dienste der östlichen Propaganda als bezahlter Agent arbeite.

„Ist es nicht für Herrn Ulbricht und Grotewohl ein willkommenes Fressen, durch solche Beiträge des Herrn Dr. R. Pechel den Unfrieden in unserem Volk zu schüren. Oder ist gar Herr Pechel anonym im Südfunk für die Volksbefreier im Osten tätig?“ (Barth, Grünwettersbach)

„Ich mache mir deshalb Gedanken darüber, und nehme mir die kostbare Zeit über Herrn Dr. Pechels Vortrag nachzudenken. Wie ist es möglich, daß ein gebildeter

Mensch, der es gelernt hat weit über den Rahmen eines Alltags-Menschen hinauszudenken, sich so wenig in der Gewalt hat, seinen Haß und den inneren Schweinehund so freien Lauf zu lassen. Ich verstehe es auch nicht, daß solche Vorträge nicht vorher gehört werden, bevor sie den Menschen als Giftpille verabreicht werden, und für welchen Zweck? — Oder ich muß annehmen, daß dies für Sie ein einträgliches Geschäft ist, Haß in die Welt zu säen.“ (Lydia Brückner, Saarbrücken)

„Der Verrat sitzt! Heute Otto John — morgen Rudolf Pechel!... Und solche Menschen liefern ungestraft das Hetzmaterial für die Artikelserien und Rundfunkkommentare gegen den „wiedererwachenden Neofaschismus“. Sie beschmutzen das Andenken der Millionen, die für die Verteidigung ihres Vaterlandes fielen! Es ist höchste Zeit, daß hier das Erforderliche geschieht.“ (Stuttgart, Anonym)

Ein wirklich beschämend billiges Argument ist, daß auch die Alliierten Verbrechen begangen hätten, und daß dadurch die Verbrechen der Hitlerzeit abgegolten wären. Ein Standpunkt, dessen Torheit nur durch die Minderwertigkeit der Gesinnung noch übertroffen wird.

„Es bleibt mir unerfindlich, wie eine Rundfunkanstalt mit einer derartig hohen Hörerzahl, wie der süddeutsche Rundfunk sie aufzuweisen hat, einem Mann eine wöchentliche Sendung einräumt, dem aber auch jede Objektivität abgeht, und aus dem nur der blinde Haß spricht. Ich finde, heute, 10 Jahre nach diesen unerfreulichen Geschehnissen, die der harte 2. Weltkrieg mit sich brachte, sollte man sich doch endlich bemühen, diese Dinge zu vergessen und vor allen Dingen zu verschweigen, allein schon aus dem Interesse, daß nicht früher oder später jemand auf den peinlichen Gedanken käme, den Hörern von den Brutalitäten unserer „Befreier“ zu erzählen.“ (K. W. Heinrich, Bauschlott)

„Ich verfolge nun schon einige Zeit Ihre Artikelserie im Süddeutschen Rundfunk. Wären diese Artikel nicht so unsachlich und wirklich noch ernst zu nehmen hätte ich Ihnen schon früher darauf geantwortet. Ich glaube es wäre daher besser, Sie würden ihre Haß- und Hetzreden endlich einmal einstellen. Wenn Sie nämlich so ein Gerechtigkeitsmensch sein wollen, warum hört man nichts von Verbrechen der anderen Völker? Warum haben Sie keine Zivilcourage zur Veröffentlichung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit alliierter Soldaten. Es ist und bleibt eine Katastrophe, daß Deutschland den Krieg nicht gewonnen hat.“ (Karl Weiss, Pforzheim)

„Mit größtem Befremden habe ich heute Abend Ihren merkwürdigen Kommentar gehört, das man treffender mit idiotischer Hetze und Scharfmacherei bezeichnen sollte. — Bevor Sie alte Sachen aufwärmen, befassen Sie sich erst einmal mit den Greueln, die in diesen Tagen von seiten der Engländer, Franzosen und Russen geschehen.“ (R. Müller, Stuttgart)

Eine ungefährliche Kategorie, die aber recht lästig ist, sind die Briefschreiber, die an einer schweren Krankheit leiden. Jeder Journalist und wohl auch sonst jeder im öffentlichen Leben Stehende kennt diese Art von Menschen, die in einer Selbstüberzeugtheit ihres eigenen Wertes und ihrer Urteilsfähigkeit von hohem Ausmaß kritische Briefe schreiben. Das Leiden ist scheinbar unheilbar: Sie können die Tinte nicht halten. Aber wenn man ihnen nicht zustimmen kann, fangen auch sie an zu drohen: „Ich weiß mir auch in Bonn und Stuttgart mein Recht zu verschaffen.“

Interessant ist die Feststellung, daß außer den Narren auf eigene Faust, die eine selbständige Ansicht vertreten, ganze Serien von Hörerbriefen auf Bestellung kommen. Die Drahtzieher kann man unschwer diagnostizieren, weil den Schreibern nichts Eigenes eingefallen ist und sie nur von dem Wortschatz der Drahtzieher leben und sich dadurch selbst verraten. Da sind z. B. die, welche mich einen „erbitterten und beklagenswerten Greis, mit zahnlosem Munde geifernd“ nennen, und Ähnliches, dabei aber versichern, daß

niemand sie angestiftet hätte. Andere wenden sich gegen Ausführungen, die ich niemals gemacht habe, und dann kompromittiert sie der gleiche „Hörfehler“ als Briefschreiber auf Bestellung.

Amüsant ist auch, zu beobachten, wie anfangs die Nationalsozialisten schwiegen, bis dann eine erkleckliche Anzahl von ihnen wieder arriviert war und sie darauf Mut faßten, nun ihrerseits loszulegen. Dann wurde im letzten halben Jahr ein richtiges Kesseltreiben organisiert, das auch in einer bestimmten Art Presse seinen Niederschlag fand. Ein Kollege, Dr. H. Vomhoff, dem außer seinem Provinzblatt, der „Ludwigsburger Kreiszeitung“, auch die „Liberale Korrespondenz“ zur Verfügung stand und der als Freier Demokrat in meinem Falle gegen die Meinungsfreiheit ist, forderte mich, „den verbitterten Greis“ in einem nur von ihm geliebten Deutsch zum „Abtreten“ auf — in treuer Waffenbrüderschaft mit der Nazi-Presse. Nun, ich habe mich in meinem Leben immer gefreut, wenn ich Zustimmung fand, Ablehnung und Schimpferei wußte und weiß ich zu tragen. Beleidigung? Ach nein, auch dazu gehört ein gewisses Niveau, das in diesen Fällen nicht gegeben ist...

Gleichgesinnten Kollegen geht es ebenso. Immerhin bleibt über die normale Anzahl von törichten und gehässigen Leuten, über die jedes Volk verfügt, hinaus ein Prozentsatz bestehen von möglicherweise gutartigen Leuten, die sich erhebliche Sorgen machen, aber nicht über die Urteilsfähigkeit verfügen, den Tatsachen gerecht zu werden. Das sind die Leute, die auch Müller-Marein apostrophiert haben mit den Auffassungen: es war nicht Alles so schlimm im Nationalsozialismus, die Juden waren nicht schuldlos, man soll endlich aufhören davon zu reden, und es gibt auch anderswo Verbrechen, durch die die Nazi-verbrechen abgegolten sind... Es steht nicht gut um die Festigkeit unserer Demokratie, wenn ein nicht geringer Prozentsatz solche Ansichten vertritt und die Meinungsfreiheit zu unterdrücken sucht. Bei ihnen kann man nicht auf ein Eintreten für die Demokratie rechnen, geschweige denn hoffen, daß sie die Notwendigkeit der unerbittlichen Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit des deutschen Volkes einsehen. Ohne die von dem Bundespräsidenten wiederholt eindringlich geforderte rückhaltlose Auseinandersetzung mit der fluchbeladenen Vergangenheit kann unser Volk nicht gesunden. Ich werde nicht nachlassen, daran weiter mitzuarbeiten.

Also: auf Wiederhören!

Kommunismus im Niedergang?

Als in Polen im Oktober 1956 der Umschwung stattfand, bei dem Gomulka zunächst immerhin in personalpolitischer und ideologischer, teilweise auch in innenpolitischer und wirtschaftlicher, wenn auch nicht in außenpolitischer und militärischer Hinsicht seinen Willen durchsetzte, als der ungarische David dem russischen Goliath trotzte, zuerst sogar den Ostblock verließ, aber selbst nach der militärischen Niederwerfung noch in passiver Resistenz verharrte, da ging ein Aufatmen durch die westliche Welt, und nicht wenige sprachen davon, daß der Kommunismus im Niedergang, daß dies der Anfang vom Ende sei. Damit wuchs erneut eine spießig-sterile Selbstgefälligkeit in der westlichen Welt, eine Selbstgefälligkeit, die aus der Tatsache, daß man sich gegen die andere Seite zur Wehr setzen muß, um sich vor der gewalt-samen Übertragung ihrer Lebensweise zu schützen, folgert, daß im eigenen Lager alles in Ordnung sei, und zu dem Ausruf versucht ist: „Wir danken Dir, daß wir anders sind als jene.“

Das Problem ist aber viel komplexer. Es ist weder Pedanterie noch eine fast grausame Freude an der Komplizierung, wenn man, entgegen der Tendenz einer zur Denkfaulheit neigenden Zeit zur Überprimitivisierung, etwas tiefer gräbt. Man muß sich schließlich klar darüber werden, *was* denn im Niedergang sei.

1. Es war Trotzki, der, wenn er auch die ideologische Grundlage des Leninismus und das Fundament des Sowjetstaates bejahte, soweit er auf der Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln beruhte, dem Gebilde, das nun in den 20er Jahren unter Stalin entstanden war, und erst recht dem Gebilde, das sich in den 30er Jahren entwickelte, absprach, noch kommunistisch zu sein. Er sprach von der bürokratischen Entartung, von der Entwicklung zum Thermidor, in Erinnerung an die französische Gegenrevolution, ja die radikalsten seiner Gefolgschaft redeten von einem Sklavenstaat, von einem faschistischen Regime. Tito war zwar kein Trotzki, denn er nahm in Fragen der Industrialisierung und der Kollektivisierung der Landwirtschaft einen anderen Standpunkt ein als Trotzki. Er ist viel undogmatischer als dieser, und die nationale Seite paßt nicht zu dem Internationalismus von Trotzki, der die Wendung Moskaus zum Sowjetnationalismus niemals „homöopathisch“ bekämpfte. Trotzdem beruft sich auch Tito auf den Leninismus. Aber auch er sah im Stalinismus einen Abfall vom Kommunismus. Er nahm den wahren Kommunismus für sich in Anspruch und stellte ihn dem Bolschewismus, als einer russischen Abart, mit seiner Hegemonieforderung gegenüber. Daß auch nach der Entthronung Stalins sich dieser Bolschewismus nicht im Kern gewandelt hatte, sah Tito dann nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution. Gomulka hatte den gleichen Ausgangspunkt. Er hat erst jetzt wieder betont, daß das, worum es dem polnischen Kommunismus gehe, nicht identisch mit der (oder befriedigt durch die) Entstalinisierung sei (wenn diese

auch durch die Ermöglichung einer Diskussion den Weg ebnete), ja daß dies auch aktuell geblieben wäre, wenn es in der UdSSR niemals die stalinistische Entartung gegeben hätte. Daraus geht übrigens hervor, daß es ganz unkorrekt ist, die polnische Opposition gegen Gomulka als „stalinistisch“ zu bezeichnen, da diese Opposition ja im Auftrage Moskaus handelt, Stalinisten aber heute — wenn wir einmal unterstellen, daß die Restalinisierung nur partiell ist — praktisch auch, wie vor allem in Frankreich, unfolgsam gegen Moskau sind, sofern sie nicht, wie in der Ostzone und der Tschechoslowakei, für ihre Haltung agitatorische Gründe geltend machen und sich für ihre „Abweichung“ die Erlaubnis eingeholt haben. Dabei sei nur am Rande erwähnt, daß Gomulka insofern über Tito hinausgeht, als er, wenn auch aus naheliegenden geographischen Gründen zu größerer Vorsicht in der Kritik an Moskau genötigt als Tito, im Lande größere Freiheit der Kritik erlaubt. Darin könnte er also eher mit Djilas verglichen werden, der in Belgrad eingesperrt ist. Der ungarische Fall liegt insofern komplizierter, als Nagy ursprünglich kein Titoist war, dann aber durch die Ereignisse viel weiter gestoßen wurde (Austritt aus dem Warschauer Pakt), während Kadar, der als Titoist begann, sich wieder zum Werkzeug Moskaus machen ließ. So wäre Lukacs weit eher der klassische Vertreter. Die Mehrheit der ungarischen Revolutionäre wollte nicht an den sozialen Grundlagen des Regimes gerüttelt wissen.

2. Es war James Burnham, der Verfasser des Buches über die Gesellschaft der Manager, in dem auf die Verwandtschaft des Sowjetregimes mit dem Faschismus (eben durch diese Rolle der Manager) verwiesen wurde, der sogar dem Sowjetregime den sozialistischen Charakter absprach. Es habe nur dessen negative Seite, die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, die Trotzki immerhin dazu führte, bei aller Todfeindschaft das Regime doch gegen die Umwelt in Schutz zu nehmen, während Burnham, der ehemalige Trotzkiist, darin, ähnlich wie George Orwell, viel weiter ging; aber die Reihenfolge der Unterdrückung sei lediglich umgekehrt wie im Faschismus: Unternehmer und Arbeiter, statt Arbeiter und Unternehmer. Es sei nicht sozialistisch, sagte Burnham, denn zum Sozialismus (und Marxismus) gehöre 1. das demokratische Prinzip. Er betrachtet also Marx trotz der Losung der Diktatur des Proletariats im Kern als demokratisch, da er, ebenso wie Rosa Luxemburg, nur an eine „leichte Retouchierung“, an eine vorübergehende Schutzmaßnahme gegen eine rückläufige Entwicklung und gegen Sabotage, an einen vorübergehenden Wahlrechtsentzug für eine Minderheit dachte, während die Diktatur des Proletariats nie verwirklicht wurde, schon Lenin zum Einparteiensystem überging, die Räte entmachtete, den für die Räte eintretenden Kronstadter Aufstand niederschlug, die Demokratie auf die Partei und schließlich auf das Politbüro reduzierte, bis Stalin sie ganz abschaffte. Dazu wäre allerdings zu sagen, daß Marx mit dieser Losung der Diktatur des Proletariats eben jene Kettenreaktion ausgelöst hat. 2. das Prinzip der Gleichheit, das zwar von den Kommunisten immer dem Prinzip der Freiheit entgegengestellt wird, das aber von Stalin, unter der zuerst harmlos klingenden Losung des Kampfes gegen die Gleichmacherei, so gründlich zertrümmert wurde, daß schließlich die Quantität in die Qualität umschlug und sich ein neues Kastensystem bildete. 3. das Prinzip des Internationalismus der durch den Sowjetnationalismus ersetzt wurde

Man könnte noch mehr „Abweichungen „vom Marxismus hinzufügen:

1. die so schwerwiegende Ignorierung des Marx'schen Postulats, daß nur technisch-industriell hochentwickelte Länder für den Sozialismus reif seien, daß also Rußland am Ende dieser „Queue“ zu stehen habe und erst eine bürgerliche Umwälzung durchführen müsse. Es war dies Gewalttempo, das, allen Warnungen der Menschewiki zum Trotz eingeschlagen, zu so schrecklichen Leiden und zu so furchtbarem Terror geführt hat. In dieser fundamentalen Abkehr vom Marxismus, die nie zugegeben wurde und die nicht daran hinderte, sich 100 % ig zum Marxismus zu bekennen — gerade das hat so verwirrend gewirkt — so wie man sich weiter zur Diktatur des Proletariats und dem Internationalismus bekannte, folgte Lenin russischen Denkern anderer Lager, von den Narodniki bis zu den Sozialrevolutionären, insbesondere Alexander Herzen. Diese russische Erbschaft hat die größte Rolle gespielt und liegt außerhalb des marxistischen Bereichs (Bjelinski u. a.). Daher hat der Kommunismus auch immer die unterentwickelten Länder, die Agrarländer bevorzugt, sowohl in Osteuropa wie in Asien. Die Konzentrierung auf die Kolonialländer lief ebenfalls dem Marxismus zuwider. Wenn Stalin im Falle China Mao Tse Tung von einer Revolution unter Berufung auf marxistische Argumente, im Gegensatz zur eigenen Praxis, abriet, hatte das einen anderen Grund: es war die Sorge um die russische Hegemonie!

2. Das Terrormoment ist ebenfalls anderen Quellen entlehnt. Auch hier spielt die russische Erbschaft eine Rolle, und dazu kommt Sorel, der zwar einmal als Sozialist begann, dann aber bei allen terroristischen Bewegungen, wie beim Faschismus und Nationalsozialismus, Pate stand. Hier ist eine verbindende Klammer. Nur hatte das mit der Grundkonzeption des Sozialismus, wie man fairerweise zugeben muß, nichts zu tun, wenn auch Hayek, aus einem überspitzten Hyperliberalismus heraus, selbst Sozialismus und Faschismus auf einen Nenner zu bringen suchte. Es ist hier nicht der Raum, darauf einzugehen, daß (und wieviel) trotzdem der Leninismus und Stalinismus von Marx entlehnt haben; das gilt insbesondere für den dialektischen Materialismus. Wir können auch nicht dabei verweilen, wie stark sich zuerst der marxistische Internationalismus mit dem russischen Brudergedanken berührte, bis der russische Messianismus, in Nationalismus umgebogen, dies alles überlagerte und aus der Weltrevolution eine „Befreiung durch die Russen“ wurde.

Dieser scheinbar theoretische Exkurs war unvermeidlich. Die Brücke zur Gegenwart ergibt sich automatisch. Man kann auch nicht an der Tatsache ganz vorübergehen, daß Stalin die „Alten Bolschewiki“ verfolgte und Kommunisten aller Länder in der UdSSR während der Säuberung umkamen. Die Lektüre des jetzt bei Kiepenheuer & Witsch erschienenen Buches von Jürgen Rühle „Das gefesselte Theater“ macht klar, wie viele Vertreter des Altkommunismus in Roman und Drama dem Wüten des Stalinismus zum Opfer fielen. Schließlich kann man auch nicht übersehen, daß es, als wären sie Erben der Stanislawski, Meyerhold, Tairow, Tretjakow und Majakowskij, jetzt Kommunisten waren, die in „Po Prostu“, Irodalmi Ujsag“ und der Zeitschrift für Philosophie gegen den Terror aufstanden und, wie Edda Werfel, für einen „humanen Sozialismus“ eintraten. In den ersten Monaten herrschte in Warschau ausgesprochenen Enthusiasmus, als handele es sich um die Rückkehr zum Aus-

gangspunkt, die Reinigung des Kommunismus, ja den Anfang einer neuen Ära.

Warum dieser scheinbare Umweg unserer Untersuchung? Wir müssen uns einig werden, wessen Niedergang zur Diskussion steht. Ist es der Niedergang des Moskauer Regimes und des Ostblocks? Oder ist es der Niedergang des Kommunismus als Idee? Beides ist offenbar nicht identisch, nachdem Kommunisten sich gegen Kommunisten erhoben. Denn das ist mehr als ein häuslicher Zank, als welcher es vielleicht aus der Vogelperspektive erscheinen kann. Es ist der Kampf einer alten Idee gegen ihre Verfälschung. Man mag sich dabei als Gegner der Idee in allen ihren Variationen erklären. Das ist eine andere Frage. Deshalb bleibt der Kampf doch bestehen, auch wenn jetzt eine Kampfpause eintrat.

Es gab nicht wenige, die Ende 1956 folgendermaßen argumentierten: Das, was nicht nur Tito, Gomulka, Lukacs, sondern auch ihren literarischen Vertretern vorschwebte, sei ein liberalisierter, ein menschlicher, des Terrors, der Gleichschaltung, der geistigen Öde, des Dogmatismus, des Bürokratismus, der unsozialen Behandlung von Arbeitern und Bauern entkleideter Kommunismus. Das sei noch keineswegs identisch mit demokratischem Sozialismus oder sozialer Demokratie, nicht nur, weil ja immer noch ein Rest von Unfreiheit bleibe, sondern weil hier die sozialistische Grundlage Ausgangspunkt, statt Endziel, sei. Wenn sich das durchsetze — und diese Stimme der Rebellion werde nie mehr ganz zum Schweigen gebracht werden können — so werde es auch China und schließlich die Sowjetunion selbst erfassen, wie das Verhalten gewisser Sowjettruppen in Ungarn und die Haltung der Studenten und der Jugend in der UdSSR zeige. Es werde also den Kommunismus als solchen stärken, selbst wenn der Block sich auflöse und in verschiedene losere Gruppen zerfalle. Aber was er an militärischem Impetus verliere, werde er an geistiger Dynamik gewinnen. Es werde zur Umformung des Kommunismus in der westlichen Welt beitragen, wofür sich die ersten Anzeichen in Italien, aber auch in anderen Ländern, wie Belgien, Skandinavien und England, zeigten. Es werde dem geistig stark zerklüfteten Sozialismus der westlichen Welt, die zwischen Titoismus und Sozial-Liberalismus als zwei Polen schwanke, eine Richtung weisen können, und es werde so, mutatis mutandis, ohne Druck von außen, ohne Moskauer Hegemonie, ohne Dogmatismus und ohne Blockbildung, zu einer sozialistischen Durchdringung der ganzen Welt, wenn auch sich in verschiedenen Formen vollziehend, führen, ohne Blockbildung, ohne Krieg, ohne Abwehr.

Diese Vision, pessimistisch vom Gesichtspunkt der Antisozialisten, die unter diesen Umständen den Titoismus geradezu als Trojanisches Pferd zur Umgehung der antikommunistischen Front empfinden müssen, ja selbst vom Standpunkt gemäßigter Sozialisten, optimistisch vom Gesichtspunkt der Erhaltung des Friedens, erscheint im Moment weniger real, da sich die erste Welle sozusagen gebrochen hat, und die Rebellion erst wieder neue Kräfte sammeln muß. Aber die Rebellion bleibt auf der Tagesordnung. Eine Diktatur kann nicht ungestraft die Zügel lockern. Das Verlangen nach Freiheit hat sich als unbezwinglich erwiesen, und selbst Mao Tse Tung muß ihm Rechnung tragen. Die Massen sind in Bewegung gekommen. Man hat gesehen, daß man sogar einer Diktatur unblutige Schlachten schlagen kann wie in Warschau. Ganz neue Formen haben sich entwickelt. Das Regime, das sich

einst stolz ein „Monolith“ nannte, muß Konzessionen machen. Es begann mit dem Ende des Einmannregimes. Diktaturen erleben Revolutionen von oben. Chruschtschews Dezentralisierung kann ihn weiter tragen, als er selbst will. Es gibt gesellschaftliche Kräfte, die nachdrängen. Die Möglichkeit der Regeneration des Kommunismus ist nicht unreal.

Von diesem Standpunkt aus ist der Kommunismus nicht im Niedergang, sondern nur seine bisherige Erscheinungsform. Es ist schwer, sie treffend zu benennen. Stalinismus? Das kann man nicht, da er ja abgesetzt wurde, wenn er auch noch, von Kaganowitsch bis Thorez, Verteidiger hat. Bolschewismus? Das ist schon besser, und auf diese Lösung verfiel Tito, obwohl man dagegen einwenden kann, daß dies Wort auch den Leninismus einbezieht. Sowjetismus? Das wäre irreführend, denn die Sowjets wurden ja entmachtet, und es sind gerade Jugoslawien und Polen (von Ungarn abgesehen), die den Arbeiter-räten wieder eine Funktion gaben. So wollen wir, nur zum Zweck der Verständigung, jetzt Kommunismus (im Sinne der Lehre, die Tito, Gomulka, Lukacs wiederherstellen wollten) kontrastieren mit dem Kreml-Regime, das auf der Hegemonie der UdSSR besteht, ganz gleich, ob es der Stalinismus ist oder seine Nachfolger.

Daher muß die Antwort auf die im Thema gestellte Frage geteilt werden. Schreitet die Rebellion fort, oder erlebt sie eine neue Welle, was durchaus möglich ist, so mag das das Kreml-Regime schwächen, aber es bedeutet *keinen* Niedergang des Kommunismus, der vielmehr damit seine Regenerationsfähigkeit beweist und sogar an Werbekraft gewinnt. Es zeigt nur die Unmöglichkeit der Kremlmethoden. Aber dieser unabhängige Kommunismus behauptet, was er freilich erst mit der Praxis beweisen muß, daß diese Methoden nicht dem Kommunismus inhaerent sind, so wie auch Bürokratismus nicht ein naturnotwendiges Beiprodukt des Kommunismus sein müsse und so wie die Verschlechterung des Lebensstandards a) von dem Versuch des Aufbaus in unterentwickelten Ländern, noch dazu mit einem forcierten Tempo, b) von der Unmöglichkeit, gleichzeitig Schwerindustrie und Konsumgüterindustrie zu entwickeln, herrühre. Es ist beachtlich, bis zu welchem Ausmaß sich gerade in allerletzter Zeit Mao Tse Tung diese Erwägungen zueigen machte.

Freilich gibt es für einen Erfolg des unabhängigen Kommunismus noch ungeheure Hindernisse: 1. das — auch bei Tito sichtbare — Zögern, mit der Vergangenheit zu brechen (Ablehnung des Regimes an sich durch weite Bevölkerungsschichten als Schranke der Liberalisierung), 2. das Dilemma, die (eine Liberalisierung ermöglichende) Zustimmung der Massen zu den sozialistischen Grundlagen nur bei einer Besserung der wirtschaftlichen Lage halten zu können, die entweder Hilfe vom Ostblock oder vom Westen, bei Gefahr der Notwendigkeit von Konzessionen und Verwässerung des Konzepts, notwendig macht, 3. der aus den verschiedensten Quellen gespeiste Widerstand gegen jeglichen Kommunismus, und sei er auch noch so verschieden von Moskau, 4. der Wille Moskaus, die Hegemonie zurückzugewinnen, 5. die gespannte außenpolitische Situation, die, falls sie zur Explosion führte, diesen Differenzierungsprozeß im Keime ersticken müßte.

Ist nun das Kreml-Regime im Niedergang? Gewiß ist seine Hegemoniestellung, von China ohnedies immer nur dann anerkannt, wenn es ganz

dringend Hilfe braucht, in Gefahr. Sein Prestige ist gesunken, seine Kolonialmethoden haben sich, so sehr man sich sträubte, das anzuerkennen, bis nach Asien herumgesprochen, der militärische Wert der Divisionen des Warschauer Pakts ist fragwürdig, das wirtschaftliche Konzept des Ostblocks ist durcheinander geraten, und Moskau weiß kaum, wie es gleichzeitig die Aufrüstung durchführen, die Wünsche der Sowjetmassen befriedigen, die Satelliten wirtschaftlich bei der Stange halten, in den unterentwickelten Ländern dem Westen die Stirne bieten und gleichzeitig China helfen kann. Aber ist deshalb sein Regime im Niedergang? Seine Schwierigkeiten werden aufgewogen durch die — Schwierigkeiten der anderen Seite, die mit innenpolitischen Gegensätzen (jeder hat die Schwäche seiner Vorzüge, und für die Freiheit, welche die Demokratie gewährt, muß man solche Gegensätze in Kauf nehmen), mit sozialen Gegensätzen, mit dem Antagonismus zwischen Sozialisten und Antisozialisten, mit psychologischen Momenten, die einer Diktatur fremd sind, mit einer Fünften Kolonne, mit Zwigigkeiten über die Taktik, mit nationalen Gegensätzen und mit Spannungen im kolonialen oder halbkolonialen Sektor zu rechnen hat. Moskau benutzt dafür die Methode der „Aufweichung“, eine Waffe, deren sich die Gegenseite aus verschiedenen Hemmungen heraus kaum bediente. Moskau hat eine zu seinem Dogmatismus scheinbar gar nicht passende Elastizität. Es weiß, auch aus Fehlschlägen das Beste zu machen. Es entschließt sich zu überraschenden Dingen, wie 1956 zur Entstalinisierung. Es hat bisher die schwersten Krisen immer wieder überwunden. Es handelt auch heute noch nach dem Leninschen Prinzip „Ein Schritt zurück, zwei Schritt vor“. Es ließ sich von China aus Asien herausdrängen (1953) und — kam wieder.

Der Rebellion gegenüber hat es die Möglichkeit des Zuschlagens (Ungarn) und des momentanen Nachgebens und der späteren Aushöhlung (Polen) angewandt. Sie wird weiter schwelen, auch wenn die Nachrichten aus Jugoslawien nicht sehr ermutigend sind. Dafür sorgt die Jugend, obwohl sie von Europa abgeschlossen ist und keinen Anschluß an alte Traditionen hat. Das ist an sich ein Phänomen und sollte jenen Philistern zu denken geben, die immer meinen, daß für Russen und Asiaten die Freiheit nichts bedeute. Das Gedicht der 20jährigen Bella Achmadulina, einer russischen Françoise Sagan, wurde als „nihilistisch“ verspottet, aber ebenso gedruckt wie der Roman von Dudinzew „Nicht vom Brot allein“. Man denkt an das alte Wort „Es wächst viel Korn in der Winternacht“. Neben der einen Möglichkeit, das Moskau die Rebellion aushöhlt, für die zunächst der Schein spricht, gibt es die andere, daß auch die UdSSR sich allmählich dieser Transformation anpaßt. In beiden Fällen könnte man nicht von einem Niedergang sprechen. Die Niedergangstheorie ist unrealistisch, weil sie die letzten Ereignisse falsch deutet und, obwohl man sie gar nicht überschätzen kann, als Schwächung auslegt. Im „schlimmsten“ Falle (von Moskau aus gesehen) gibt Moskau die Hegemonie auf, wovon es noch weit entfernt ist. Sie war für Lenin kein Axiom. Es wird sich dazu bereit finden, wenn es sieht, daß das die — Infiltrierung erleichtert. Auch das wäre kein Niedergang, es würde nur die Problematik ändern, die Abwehr umwandeln. Das außenpolitische Problem würde zu einem innenpolitischen werden.

Merkwürdige Erfahrungen in der Landwirtschaft

In der Sowjetunion schätzt man das Brachland auf 100 Mill. Hektar, das ist etwa 40 % des gesamten anbaufähigen Bodens. Ein derartiges Ausmaß der Brache weist auf einen Erschöpfungszustand des Bodens hin, der kaum höhere Weizenерträge als 8 bis 9 Doppelzentner pro Hektar bebauten Bodens zuläßt. Für die gesamte Ackerfläche ergibt sich ein entsprechend noch niedrigerer Durchschnittsertrag. In der Tat gehören die sowjetischen durchschnittlichen Ernteerträge zu den niedrigsten der Welt. Ebenso schlecht steht es mit der Viehzucht.

Die Mißerfolge bei der Sozialisierung der Landwirtschaft nahmen in Jugoslawien derartige Ausmaße an, daß man schließlich auf die Enteignung des Bodens verzichtete. Dieses kleinbäuerliche Land, mit etwas mehr als einem halben Hektar bestellbaren Bodens pro Kopf der Landbevölkerung, hatte bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges einen hohen Stand der Bodenbearbeitung erreicht; fast die gesamte Ackerfläche einschließlich des Brachlandes war kultiviert. Die nach 1945 mit aller Gewalt in Angriff genommene Kollektivisierung zeitigte so verheerende Folgen, daß sich die Anbaufläche bald um etwa 1,5 Mill. Hektar verringerte und damit auf den Stand von 1914 sank. Nimmt man dazu an, daß die Viehzucht entsprechend zurückging und die Produktionskraft des bestellten Bodens nachließ, kann man ermessen, in welchem Maße die Leistungsfähigkeit der gesamten Landwirtschaft erlahmte. Man fand daher in Jugoslawien den Mut, den verderblichen Versuch abubrechen.

Wie erklärt sich diese Situation in einer Zeit, in der in Westeuropa die landwirtschaftliche Produktion sich auf bisher nicht gekannte Höhe erhob?

Merkwürdigerweise verursachte in erster Linie die *Maschine* das ganze Debakel. Diese schwerwiegende Feststellung bedarf näherer Erläuterung: Nicht lange nach ihrer Erfindung fand die Dampfmaschine auch Anwendung in der Landwirtschaft. Große Maschinen, eine oder nach Möglichkeit zwei, zogen an einem oder zwei Drahtseilen einen riesigen mehrkörperigen Pflug über das Feld hin und her, so daß die Maschinen selbst nicht wie der heutige Traktor auf das Feld kamen, sondern seitwärts sich um die Breite des Pfluges verschoben. Obwohl sehr plump und kostspielig, waren diese Maschinen hochleistungsfähig und ermöglichten den Anbau breiter Flächen des Großgrundbesitzes. Allerdings nicht nur den Anbau, sondern auch die sogenannte viehlose Raubwirtschaft und damit rücksichtslose Erschöpfung, ja sogar Verwüstung weiter Gebiete. Die Dampfmaschine wurde inzwischen durch den weit kleineren, beweglicheren und billigeren Traktor ersetzt, der nicht nur zum Ackern sondern für allerlei andere Arbeiten zu verwenden ist.

Auch der Traktor ermöglicht die Bearbeitung von Ländereien, die sonst mangels menschlicher Arbeitskraft unbebaut bleiben. So wurden zeitweilig übergroße Bodenflächen kultiviert, die auch bei mittelmäßigen oder niedrigen Erträgen einen Überschuß an Erzeugnissen liefern und Krisen der Über-

produktion hervorrufen, wie etwa jetzt in Amerika, das gegen die Folgen der Maschine, nicht — Gott bewahre — gegen die Maschine selbst unter Anwendung enormer Mittel kämpfen muß. Die Maschine entwertet so die Überschüsse, die sie erzielt.

Natürlich findet der Traktor, die zeitgemäße Hauptmaschine in der Landwirtschaft, auch auf kleinen und mittleren Betrieben vielfache Anwendung, von anderen Maschinen, in erster Linie Dresch- und Erntemaschinen gar nicht zu reden. Die Sache ist aber nicht so einfach, wie man gemeinhin denkt, und sie wird komplizierter, je kleiner der Betrieb ist. Solange die Landwirtschaft auf niedriger Stufe steht, die Ackerfläche *einmal* jährlich bearbeitet wird, ein gewisser Teil brachliegt und das Vieh meistens auf der Weide ist, kann die Bauernfamilie im Laufe des Jahres alle Arbeiten mit Zugvieh und einfachen Geräten verrichten. Auf höherer Stufe dagegen, wo der Boden auch *zweimal* bebaut wird, wo Futterpflanzen erzeugt und in der Fruchtfolge als Vor- oder Nachfrucht eingeschoben werden, wo bei vergrößertem Viehbestand das Vieh vorwiegend im Stall gefüttert wird, also weit mehr Arbeit für Bodenbestellung und Viehfütterung und -pflege erforderlich ist, wo tagtäglich Futter vom Feld zugeführt wird und weit größere Mengen Dünger ausgeführt werden, hat die Bauernfamilie viel mehr Arbeit. Es liegt also nahe, Maschinen anzuschaffen, deren Bezahlung durch die höheren Erträge einer solchen Wirtschaft leicht zu bewerkstelligen ist.

Wäre der „Aufbau des Sozialismus“ *nur* auf Großgrundbesitz gestoßen, hätte sich durch die Sozialisierung der Landwirtschaft nichts Wesentliches in den Arbeitsmethoden geändert. Die Großwirtschaften setzten ihre Tätigkeit nach den bisherigen Regeln fort, sie strebten nach Rentabilität, folglich nach Einsparung von Arbeitskräften, mit dem einzigen Unterschied, daß die enorme neue Bürokratie, unbelastet von jeder praktischen Erfahrung, eher hemmend als fördernd wirkte. Anders in Gebieten, wo aus kleinbäuerlichen Betrieben, in der vordringlich politischen Absicht, die sozialistische Ordnung auf dem Lande durchzuführen, Großwirtschaften gebildet werden. Abgesehen von dem politischen Ziel, das dem wirtschaftlichen übergeordnet ist, geht man dabei von der Vermutung aus, daß die Großwirtschaft ertragreicher ist als der kleine Bauernhof, weil sie sich wie ein Industrieunternehmen hochgradig mechanisieren und dadurch leistungsfähiger machen ließe. Die Maschine als Hauptstütze des neuen Wirtschaftssystems wird zum Idol. Diese Auffassung, das Ergebnis reiner Gelehrtenstubengrübeleien und auf keinerlei praktischer Erfahrung gegründet, unterscheidet sich nicht sonderlich von der Wüstenprophezie im Alten Testament. Auf alle bisher in der Landwirtschaft gesammelten Erfahrungen glaubt man, verzichten zu können, da sie, aus der kapitalistischen Wirtschaft stammend, im Sozialismus keine Gültigkeit hätten.

Man stellt also Landwirtschaft und Industrie gleich und behandelt sie nach einem einheitlichen Schema. Dort wie hier soll die Gleichung gelten: Größtmögliche Mechanisierung = höchste Leistungsfähigkeit. Sehr einfach, wenn für Landwirtschaft und Industrie die gleichen Entfaltungsbedingungen bestünden. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Die Maschine bringt der Landwirtschaft weder einen *Mehrertrag*, noch sind Großbetriebe leistungsfähiger als Kleinbetriebe.

Folgende Hauptunterschiede zwischen Landwirtschaft und Industrie müssen berücksichtigt werden:

1. Die Industrie erzeugt fast ausschließlich neue Artikel, die in Handwerksbetrieben nicht oder nicht in genügender Menge hergestellt werden können. In der Landwirtschaft dagegen hat die Maschine nicht ein einziges neues Produkt hervorgebracht, das nicht auch mit Zug- oder Handarbeit und mit einfachen Geräten erzeugt werden könnte.

2. Sämtliche landwirtschaftlichen Produkte können in allen Betrieben, ob klein oder groß, produziert werden. Während Fabriken und Werkstätten sich auf bestimmte Erzeugnisse spezialisieren müssen.

3. Mancher Industrieartikel kann in seine Bestandteile zerlegt und jeder Teil in eigener Fabrik hergestellt werden. Dies ist bei keinem einzigen landwirtschaftlichen Produkt möglich.

4. In der Landwirtschaft gibt es zweierlei Leistung, die Boden- und die Arbeitsleistung. Diese beiden Leistungen stehen in umgekehrtem Verhältnis zueinander: je größer die Arbeitsleistung umso kleiner die Bodenleistung. Dies gilt für Großbetriebe ebenso wie für Kleinbetriebe. Die Steigerung der Arbeitsleistung wird mit Herabsetzung der Bodenleistung bezahlt.

5. Je größer die Bodenleistung ist, umso mehr menschliche Arbeit braucht die Landwirtschaft. In der Industrie dagegen geht der Bedarf an menschlicher Arbeitskraft zurück, je mehr die Fabrik mechanisiert und rationalisiert d. h. je leistungsfähiger die Fabrik ist.

6. In der Landwirtschaft sind die Betriebe umso ertragreicher per Hektar, je verzweigter und mannigfaltiger die Erzeugung ist, in der Industrie dagegen je stärker man sie spezialisiert.

7. Die Industrieproduktion verbilligt sich automatisch durch Produktionssteigerung. Mit einem bestimmten Prozentsatz werden alle Betriebskosten gedeckt, der Rest ist kostenlos und macht den Gewinn aus. In der Landwirtschaft dagegen verteuert die Ertragssteigerung den Betrieb durch vermehrten Arbeitsaufwand und gleichmäßig mitwachsende Unkosten, so daß kein Aufwand genügt, über eine gewisse Grenze die Ertragsfähigkeit zu erhöhen. Wenn eine Kuh normalerweise täglich 10 l Milch gibt, so kann sie bei kräftigerer Fütterung und entsprechender Pflege auch 15 l Milch geben, aber jeder Liter Milch mehr ist teurer. Dies Gesetz legt dem Großgrundbesitz bestimmte Grenzen bei der Förderung der Bodenleistung auf im Gegensatz zum Kleinbetrieb, der nicht mit bezahlter Arbeitskraft wirtschaftet.

8. Mit dem Aufkommen der Maschine sind in der Industrie bald Großbetriebe entstanden. In den landwirtschaftlichen Großbetrieben setzte zu gleicher Zeit eine rückläufige Tendenz ein: Die Gutsbesitzer begannen, ihre Wirtschaften zu verkleinern und Land an die Bauern zu verkaufen.

Daß die Maschine der Landwirtschaft keine Mehrerträge einbringt, ist aus einigen Beispielen ersichtlich. In Dänemark, einem Lande mit höchst entwickelter und leistungsfähiger Landwirtschaft, gibt es nach den neuesten Angaben der UN auf 1000 Hektar bestellbaren Boden 9 Traktoren. In Neuseeland, einem Lande mit extensiver Wirtschaft 89 Traktoren. In China mit seiner ertragreichen gartenbauähnlichen Landwirtschaft gibt es sie fast gar nicht. Selbst in den Vereinigten Staaten, dem höchstmechanisierten Lande, gibt es auf 1000 Hektar nur 40 Traktoren und von insgesamt etwa 6 Millionen

Farmen haben vier Millionen keinen Traktor. Nirgends wird die Maschine in der Landwirtschaft so hochgepriesen wie in den sozialistischen Ländern, und gerade ihre Landwirtschaft befindet sich im Rückgang statt im Fortschritt.

In der Landwirtschaft ersetzt die Maschine *nur* die menschliche und tierische Arbeitskraft, erhöht aber die Erträge nicht. Die Meinung, Großwirtschaften seien ertragreicher als Kleinbauernwirtschaften ist falsch. Es ist einwandfrei statistisch erwiesen, daß Kleinbauernwirtschaften um volle 100 % mehr Pflanzen- und Viehprodukte pro Hektar einbringen als Großwirtschaften. Sie bringen auch größere Überschüsse von Nahrungsmitteln auf den Markt. Die Statistik der Bundesrepublik zeigt, daß auf Kleinwirtschaften zweimal soviel Großvieh und fünfmal so viel Schweine und Geflügel pro Hektar gehalten werden wie auf Großwirtschaften.

Die größere Leistungsfähigkeit der Kleinwirtschaft trug zum Verfall des Großgrundbesitzes bei. Diesen Verfallsprozeß, seit Jahrzehnten im Gange, konnte die rasche Industrialisierung nicht hindern, im Gegenteil sie hat ihn beschleunigt. In England verschwanden zwischen 1885 und 1895 rund 580 Besitze von 120 bis über 200 Hektar Größe, in Deutschland vermehrten sich die Kleinstbauernstellen von 1882-1895 zahlenmäßig um 5,8 % und flächenmäßig um 12 %; die kleinen Höfe um 3,5 % und 8 %, die mittleren um 8 % und 9 %. In den letzten 25 Jahren bis zum Ersten Weltkrieg vermehrten sich die Besitze bis zu 5 Hektar um rund 20 000, von 6 bis 20 Hektar um 90 000, es verminderten sich dagegen die Besitze von 21-100 Hektar um rund 20 000 und die über 100 Hektar um rund 2 000. Auch im zarischen Rußland beobachtete Lenin dieselbe Erscheinung und stellte fest, daß die Bauern ihr Land besser bearbeiteten als der Großgrundbesitz, und er schloß daraus, die Landwirtschaft würde sich rasch entwickeln, wenn man den Boden an die Bauern aufteilte.

Den seinem Ursprung nach feudalem Großgrundbesitz wiederaufrichten wollen heißt, die geschichtliche Entwicklung rückgängig zu machen. In Gebieten, in denen Arbeitslosigkeit herrscht, ist der Großgrundbesitz noch dazu eine eklatante Anomalie. Der gewaltsame Versuch, zur Großwirtschaft überzugehen, brachte folgerichtig zwei Übel mit sich: Verminderung der Lebensmittelerzeugung und Arbeitslosigkeit auf dem Lande. Aus diesem Grunde ist im überbevölkerten China an Kollektivisierung nicht zu denken.

Wenn die Maschine auf dem überbevölkerten Lande einerseits zu Arbeitslosigkeit führt und andererseits keine Ertragssteigerung gewährt, womit soll dann die Maschinenarbeit bezahlt werden? Die Maschine kann einen größeren Spielraum nur dort erwerben, wo sie den *Mangel* an Arbeitskräften ersetzt, wo es also viel Boden und wenig Arbeiter gibt, oder wo die Verzweigung der Produktion mehr Arbeit erfordert, als durch die verfügbare Menschenhand verrichtet werden kann, und so auf Umwegen einen Mehrertrag ermöglicht.

Das einzusehen, dürfte nicht allzu schwierig sein. Es ist die aktuellste Agrarfrage.

Im Vorposten Watabung, Neu-Guinea

Reisebriefe IV

Watabung liegt im Herzen des Hochlandes, in dem am dichtesten besiedelten Teil Neu-Guineas, etwa auf halbem Weg zwischen Goroka und Chimbu. Von diesen beiden Regierungsstationen ist es ungefähr zwei Tage Fußmarsch entfernt. Es liegt also mitten im „Busch“.

Watabung ist eine kleine Regierungsstation, ein Vorposten mit einem Dutzend Bambushütten mit Grasdächern. Ein Patrol-Officer ist hier stationiert und sieben Eingeborenen-Polizisten mit ihren „merys“ und „piccaninis“, das heißt ihren Frauen und Kindern. Außerdem hält sich hier ein Eingeborenen-Heilgehilfe auf, der „doctor-boy“, stets umgeben von einem Rudel recht munterer Patienten. Die schwereren Fälle werden nach Goroka geschickt. Und endlich gibt es hier eine „calaboose“, ein Gefängnis, in dem gegenwärtig 32 Häftlinge leben, die sich noch vor ein paar Wochen in einer Stammesfehde die Schädel gegenseitig einschlagen wollten und daher zu drei Monaten Straßenarbeiten verurteilt wurden.

Der Patrol-Post Watabung wurde vor knapp zwei Jahren von der australischen Administration eingerichtet, da die Gegend etwas unruhig war. Vor knapp zwei Jahren kam also der erste weiße Mann hierher, zog die dunkelblaue australische Fahne mit dem Kreuz des Südens am rasch errichteten Flaggenmast empor und nahm damit dieses Gebiet für Ihre Majestät die Königin in Besitz. Der weiße Mann brachte seinen Frieden, seine Gesetze und seine Geldwirtschaft zu diesen Eingeborenen, die zum großen Teil noch nie vorher ein menschliches Wesen mit heller Haut gesehen hatten. Und wer sich nicht fügte, wanderte in die calaboose.

Watabung liegt am Anfang eines engen Hochgebirgstales mit Nadelbäumen, Bambuskaskaden und malerisch gefransten Bananenbäumen. Die Dörfer der Eingeborenen liegen auf dem Bergrücken, nicht nur weil in dieser Höhe von durchschnittlich 1800 Metern keine Malariagefahr mehr besteht, sondern weil man sich dort besser gegen die Angriffe feindlicher Stämme verteidigen kann.

Watabung ist im Sprachgebrauch der australischen Administration ein „halbkontrolliertes Gebiet“. Das heißt für das Eigentum und Leben von Weißen besteht relativ wenig Gefahr. Aber wenn ein „police-boy“ eine Verhaftung vornehmen soll, muß er seinen Karabiner und sein Bayonett mitnehmen, da er andernfalls von der Dorfbevölkerung verprügelt wird.

Als wir uns am Vorabend unserer Fahrt nach Watabung in Goroka verabschiedeten, einem kleinen europäischen Städtchen mit ganzen dreihundert Einwohnern und einem Flugplatz, versuchte man uns davon zu überzeugen, daß wir wahnwitzig seien. So ganz allein unter diesen nackten Wilden, die vielleicht noch Menschenfleisch essen, weit weg von der Zivilisation! Kein Weißer in der Nähe, der uns helfen könnte! Guter Gott, was für eine absurde Idee. So ungefähr lauteten die Kommentare der anderen Europäer. Und in

der „pub“, der Bar des einzigen und sehr schlechten Hotels Gorokas wurden wir mit dem Trinkspruch entlassen: „Your funeral will be a jolly good show!“

Der australische Distrikt-Offizier für das Östliche Hochland reagierte allerdings wesentlich ruhiger und zuversichtlicher auf unsere Expeditionspläne. Der in Watabung stationierte Patrouillen-Offizier war seit einigen Wochen in Urlaub und dank des ständigen Personalmangels der australischen Verwaltung würde man diesen Posten auch auf absehbare Zeit nicht besetzen können. Die Eingeborenen hatten aber eine Delegation nach Goroka gesandt und gebeten, man solle ihnen so rasch wie möglich einen „Kiap“ (Chef) schicken. Die benachbarten Stämme hätten einen „Kiap“ und machten sich darüber lustig, daß die Stämme von Watabung keinen „white master“ hätten. Und wenn das „government“ kein Geld hätte, um einen Offizier nach Watabung zu entsenden, so würden sie ihn bezahlen und setzten noch hinzu, daß wenn nicht bald ein „Kiap“ käme, sie für den Frieden in ihrem Gebiet nicht garantieren könnten . . .

Und so kam der Distrikt-Offizier auf den Gedanken, meine Frau und mich als „Kiap“ in Watabung zu stationieren, als einzige Weiße unter mehr als 50 000 Eingeborenen, als ungekrönte Könige eines Gebietes von der Größe eines deutschen Regierungsbezirkes. Allen Teilen war damit geholfen.

Und so fuhren wir eines frühen Morgens im Land-Rover mit einem Haufen Gepäck und Proviant ab, um unseren 60 Kilometer von Goroka entfernt liegenden Bambuspalast zu beziehen. Ich muß gestehen, daß wir uns in Watabung entschieden sicherer fühlten als etwa bei einer nächtlichen Fahrt im Wagen auf vereister Autobahn von München nach Frankfurt. Das Risiko dürfte auch kaum größer gewesen sein. Wir haben nie nachts unsere Haustüre abgeschlossen, es ist uns nie etwas gestohlen worden, und wir haben auch niemals bereut, keine Waffe mitgenommen zu haben.

Der Schutz unserer Police-Boys beschränkte sich darauf, die kindliche Neugierde unserer „Untertanen“ in hygienischen Grenzen zu halten. Sie wollten alles, aber auch wirklich alles sehen und betasten. Unser Leben war für sie das Dschungel-Kino. Selbst im Badezimmer oder auf dem Wege zur Toilette mußten wir einen Polizei-Posten mitnehmen, damit wir wenigstens dort allein sein konnten. Im letzteren Falle war allerdings nicht nur Neugierde das Motiv. Die Eingeborenen wollten ihrem Zauberer etwas mitbringen, das zu unserem Körper gehört hatte, damit der Mediziner uns mit seinen magischen Formeln verzaubern könnte, auf immer in Watabung zu bleiben. Denn der Besitz eines weißen Mannes ist für diese Stämme nicht nur eine Prestige-Frage. Der „white master“ bringt ihnen ja auch Geld, er kauft ihre Güter und heilt außerdem ihre Krankheiten.

Der Aberglaube erschwert auch die Arbeit der europäischen Ärzte in Neuguinea oft erheblich. Die Eingeborenen wollen keine Blutprobe oder Harnuntersuchung machen lassen, da der Arzt ja nach ihrer Ansicht hierdurch eine unbeschränkte Macht über sie gewinnt und sie verzaubern kann. Manche geben bei einer Volkszählung dem australischen Offizier ihren Namen nicht an, sondern nennen etwa den Namen eines persönlichen Feindes, weil der weiße Mann ja hierdurch Einfluß über die betreffende Person gewinnt.

Wir waren kaum in Watabung eingezogen, als uns die „Luluais“ und „Tul-Tuls“ der benachbarten Stämme ihren Antrittsbesuch abstatteten. Es gab ein langes Palaver, in dem es mir völlig mißlang, die Häuptlinge davon zu überzeugen, daß ich nicht zum „government“ gehöre, sondern nur ein guter Freund des „Kiap Number One“, des Distrikt-Offiziers, sei. Sie wollten es ganz einfach nicht glauben und verließen uns erst, als wir ihnen versprachen, ihre Dörfer zu besuchen und ihre Sorgen mit ihnen zu beraten. Und dieses Versprechen hielten wir.

Auf unseren Expeditionen der nächsten Wochen wurden wir fast immer von einem Police-Boy begleitet, als Dolmetscher und Führer, aber stets ohne Waffen. Manchmal murrten die Polizisten hierüber, besonders wenn wir zu Dörfern gingen, in denen sie wegen Unruhen Verhaftungen hatten vornehmen müssen. Aber wer Waffen trägt, zeigt nur, daß er Angst hat, und dieses Argument verstanden sie. Doch noch mehr als unsere Waffenlosigkeit trug die Anwesenheit meiner Frau dazu bei, die Papuas von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Denn wenn die Eingeborenen einen Streit befürchten, schicken sie zuerst einmal ihre Frauen und Kinder weg.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, für diese Menschen der erste Weiße zu sein, der ihr Dorf betrat. Die Kinder rannten vor uns schreiend und weinend weg, vor Furcht fast von Sinnen. Die jungen Mädchen verschwanden kreischend in den Hütten und stellten sich auch später sehr „geschamig“. Die Männer standen in der Mitte des Dorfes, mit ihren Speeren, Bogen und Pfeilen verdächtig griffbereit. Selbst die Hunde schienen Angst zu haben. Sie schlichen knurrend, mit eingekniffenem Schwanz um uns herum. Nur die alten Frauen und Männer waren stets zutraulich. Sie versuchten, uns zu umarmen und abzutasten, und tanzten vor uns her.

Aber diese erste unbehagliche Zurückhaltung war fast immer rasch überwunden. Der Police-Boy übersetzte den Zweck unseres Besuches aus dem Pidgin in die lokale Sprache, wir schüttelten den Dorfältesten die Hand, schenkten ihnen ein paar Tabakstangen und erhielten als Gegengeschenk Früchte oder „Kau-Kau“, die Kartoffeln Neu-Guineas. Nach dieser Begrüßungszeremonie wurde ein „Singsing“ veranstaltet, ein Festtanz, für den das Dorf sich kunstvoll anmalte, den wunderschönen Kopfschmuck aus Paradiesvogel-Federn anlegte, die Halsketten aus Schweinezähnen oder halbmondförmig geschliffenen Perlmuscheln und einen besonders schön gefärbten Rindschurz — der auch ihre einzige Bekleidung war.

Hygiene ist in diesen Dörfern ein Problem. Den Mangel an Kleidung in diesem Gebirgsklima, in dem man sich nachts mit zwei bis drei Wolldecken zudecken muß, machen die Papua damit wett, daß sie die ganze Nacht über ein Feuer in ihrer Hütte unterhalten und sich am ganzen Körper dick mit Schweinefett einreiben. So lange das Fett frisch ist, geht es ja noch, dann riechen die Eingeborenen etwa wie altbackene Fastnachtskräpfen. Aber leider bleibt das Fett nicht lange frisch — und Waschen ist nicht populär.

Das Ende unserer Besuche bildete stets ein großer Markt, bei dem die Eingeborenen ihre Sachen verkaufen wollten: kunstvoll geschnitzte Pfeile und Speere, Muscheln, Gemüse, Hühner oder Obst. Unsere begehrtesten Tauschartikel waren Stangentabak und Zeitungspapier für Zigaretten, Koch-

salz, Gesichtsschminke, Glasperlen-Armbänder, Taschenspiegel oder Äxte. Geld wurde nur selten als Zahlung verlangt, und auch dann nahmen sie nur die kupfernen Pennies oder silbernen Threepence, Sixpence oder Shilling-Stücke an. Papiergeld wollten sie nicht. Sie konnten ganz einfach nicht glauben, daß eine papierene Pfundnote so viel wert ist wie zwanzig silberne Shilling-Stücke. Und außerdem konnten sie die Banknoten nicht im durchstochenen Ohr läppchen tragen wie die Silbermünzen.

Wir haben nie so billig gelebt wie in Watabung. Mit einer Sonntagsausgabe des „Sydney Morning Herald“, etwa 60 Seiten stark, konnten wir mühelos eine Woche leben. Für eine Seite Zeitungspapier bekamen wir beispielsweise ein Pfund Tomaten oder ein Kilo Kartoffeln, für zwei Blätter ein großes Stück Feuerholz oder drei Eier. Für ein Huhn mußten wir etwa fünf Seiten rechnen, für ein Ferkel acht bis zehn Seiten. Und das war nur das gewöhnliche Papier der Stadtausgabe. Für die feinen Seiten der Luftpost-Ausgabe waren die Tarife noch wesentlich günstiger . . .

Ich glaube, selbst König Salomo wäre in Watabung des öfteren in Verlegenheit geraten. Die Kopfschmerzen, Malaria-Anfälle oder eiternden Wunden der Papuas waren ja leicht zu kurieren. Aber was wollen Sie zum Beispiel mit der dritten Nebenfrau eines Häuptlings und zwei plärrenden Kindern anfangen, die von ihrem Mann feierlich aus dem Dorf gewiesen wurde, da er sie verdächtigte, mit einem anderen Stammesmitglied illegitime Beziehungen unterhalten zu haben, und die nun zum „Kiap“ um Hilfe kommt? Was wollen Sie mit dem Häuptling eines Dorfes machen, der Ihnen seelenruhig erzählt, daß seine Leute morgen über das Nachbardorf herfallen werden, da jemand aus diesem Stamm ein Schwein gestohlen hat und das Dorf die Herausgabe von Täter und Schwein verweigert?

Oder was würden Sie anstelle des unglückseligen Patrouillen-Offiziers machen, der dieser Tage mit uns in ein Dorf kam, dessen Häuptling gestorben war, um als Leichenbeschauer zu amtieren? Der Tote war verschwunden! Die Dorfbevölkerung war sehr verlegen, kratzte sich am Kopf, malte mit den Zehen komplizierte Zeichnungen in den Sand — und schwieg beharrlich. Als ihnen schließlich unsere Fragerei zu dumm wurde, trat der neue Häuptling vor und machte mit seiner Hand eine vielsagende Gebärde in der Magengegend. Da sei der Tote nun! Der Patrouillen-Offizier argumentierte, daß Menschen essen eine sehr schlechte Angewohnheit sei. Der Häuptling erwiderte mit Würde, wir Weißen seien ja auch nicht besser! Wir würden doch auch öfters das Fleisch und Blut unseres großen Häuptlings Jesus Christus essen. Das hätte ihnen der katholische Missionar im Nachbardorf so erzählt. Was sei also falsch mit ihrem Toten? Auch er sei ein großer Häuptling gewesen, und so hätten sie ihn halt gegessen, um seine Weisheit, Stärke und Tugend in sich aufzunehmen! Mir tat der arme Patrol-Officer leid! Und was er dann anschließend alles dem Missionar erzählte, ist wirklich nicht druckreif . . .

Unser Zusammenleben mit den Eingeborenen war vorwiegend heiter, mit mehreren gewittrigen Spannungen und gelegentlichen Niederschlägen. Zur Heiterkeit trugen wesentlich unsere Boys bei. Ich weiß nicht, wie Sie reagieren würden, wenn Ihr Frühstückshaferbrei aus Seifenpulver gemacht würde! Und

wenn Ihr einst blütenweißer Tropenanzug gelbe Flecken hat, weil er am gleichen Morgen mit Haferflocken gewaschen wurde... Oder was würden Sie tun, wenn Ihr Cook-Boy Ihnen das Schweineschnitzel in einer Unmenge heißen Wassers gekocht serviert?

Ich raffte auf jeden Fall meine letzte Fassung zusammen, denn Fleisch ist im Hochland Neu-Guinea rar, tiefgefroren, luftgefrachtet und daher teuer, und versuchte, dem Boy zu erklären, daß er das nächste Schnitzel braten müsse. Er versprach reumütig Besserung, und er hat auch das nächste Schnitzel gebraten — aber erst nachdem er es zuvor windelweich gekocht hatte!

Am Anfang unserer langen Reihe von Cook-Boys stand Arro, ein Mekeo, intelligent, melancholisch und undurchschaubar. Er kam mir immer wie ein in Tinte gefallener Heuschreck vor. Vielleicht lag es an seinem watschelnden Gang, vielleicht an seinem ewig schiefgelegten Eierkopf mit den großen, schwermütigen Hundeaugen. Arro zeigte nur dann gedämpfte Heiterkeit, wenn er sich am Abend breitbeinig wie ein mittelalterlicher Herold vor uns aufpflanzte, um zu verkünden: Goo' night, Master, goo' night, Missus, me likem go home now!

Wir brauchten einige Zeit, um zu entdecken, daß dieses Zuhause auf das sich Arro so freute, die calaboose war. Er erzählte uns dann auch freimütig, ja mit einem gemessenen Stolz, daß er drei Jahre zu brummen habe. Aber nun wären sie leider bald um, und ihm gefiele es so gut in der calaboose! Uns wurde es allerdings etwas ungemütlich zumute, denn drei Jahre bekommt ein Papua nur für ein wirklich schwerwiegendes Delikt. An einem der nächsten Tage fragte ich daher den Distrikt-Offizier, weshalb Arro im Gefängnis sei. „Oh, I suppose murder!“ antwortete der Gute völlig unbewegt. „Er hat irgendeinen seiner Stammesgenossen erstochen. Dafür bekam er zweieinhalb Jahre. Dann hat er noch einen Missionar verprügelt, fürchterlich verprügelt! Dafür habe ich ihm dann noch ein halbes Jahr mehr gegeben. Ich hätte ihn eigentlich länger einsperren müssen, aber der Missionar war ein so fades Ekel, daß ich rege Sympathie für Arro hatte. Aber machen Sie sich um Gotteswillen keine Sorgen, Arro ist der beste Boy, den wir haben!“

Und Arro war tatsächlich ein hervorragender Boy. Nie wieder machte uns jemand einen so guten Tee, nie wieder war unser Haus so sauber, und nie wieder meine Schuhe so spiegelblank geputzt. Außerdem war er eine selten treue, liebevolle Seele, die aus Loyalität für uns bedenkenlos einen weiteren Mord begangen hätte. Und so gewöhnten wir uns rasch an unser Mörderchen — nur auf unsere Messer paßten wir auf. Man soll Leute nicht in Versuchung führen! Als Arro uns verlassen mußte, da er für andere Arbeiten gebraucht wurde, war die Trauer auf beiden Seiten groß.

Der neue Boy, der sich uns kurz danach vorstellte, war ein völlig anderer Typ. Paulus war ein Mann von Welt, sprach fließend Pidgin, trug schon Hosen und Sporthemd statt des üblichen „Laplap“ (Hüfttuch). Er erklärte stolz, er sei ein „Number One mechanic“ gewesen. Als mein Blick Zweifel an seinen Mechaniker-Kenntnissen verriet, zeichnete er mit seinem nackten Zeh nebenbei, aber gründlich den Querschnitt des Differential-Getriebes eines International-Lastwagens in den Sand. Ich war geschlagen und entschuldigte mich bei ihm für meine Zweifel. Daraufhin fühlte er sich ermutigt, mich völlig in sein Vertrauen zu ziehen. Er sei damals von seiner Garage abgeholt wor-

den, erzählte er. Von der Polizei! Dann habe er anderthalb Jahre bekommen! Weswegen, fragte ich etwas besorgt. Daraufhin Paulus, mit vertraulichem Augenzwinkern und dem Lächeln, das für Geständnisse von Mann zu Mann bestimmt ist „Rape, Master!“ Vergewaltigung also, guter Gott! Ich dachte rasch an meine Frau, an mein kleines Taschenmesser als einzige Waffe, musterte kalkulierend Paulus' Bizeps — und entschied, daß wir uns besser nach einem anderen Boy umsehen sollten. Um Paulus nicht zu kränken, bot ich ihm zum Abschied eine Zigarette an und sagte ihm, daß er leicht eine neue Stelle finden werde. Es gäbe ja so viele Jungesellen in Neu-Guinea . . .

Unser nächster Boy hieß Malayo. Es war ein kleiner untersetzter Chimbu, süßlich, falsch und höchst intelligent. Sein Alter gab er bescheiden mit „drei Weihnachten“ an. Das heißt also, vor drei Jahren hatte er seinen ersten „white master“ getroffen, und damit begann seine Zeitrechnung. Niemand im Hochland kann sein Alter sagen, denn die Begriffe Jahr und Monate brachten erst die Weißen mit. Malayo mochte in Wirklichkeit siebzehn oder achtzehn sein. Nach drei Tagen war er schon ein guter Kamera-Assistent. Er gab mir stets die richtigen Filmtypen und Filter, und nach einer Woche konnte er bereits einen Film fehlerfrei in meine Kamera einlegen. Er war wirklich begabt, Malayo, zu begabt . . .

Als er zu uns kam, hatte er eine durchaus sportliche Figur. Zwei Wochen später barst er aus den Nähten, so feist war er geworden. Malayo hatte eine fanatische Liebe für die italienische Küche meiner Frau entwickelt und aß nicht nur alle Reste, sondern auch noch gleich die Ration unseres „Number Two Boy“. Für seine Arbeiten hatte er sich einen gutmütigen, aber dummen dritten Boy angeheuert, dem er ein Drittel seines Lohnes zahlte und ihn dafür als Westentaschen-Diktator hin- und herdirigierte. Als Malayo dann auch noch die Tabakration meiner anderen Boys unterschlug, entschied ich, daß für ihn der 15. der Erste sei, so lange meine Nerven noch gut waren, und heuerte zur Verkürzung des Befehlsweges das Dummerchen an, den „Boy Number Three“. Seither lief unser Haushalt wie am Schnürchen, und jeder-mann war glücklich.

Bis zu unserer Abreise wenigstens. Als wir schonend andeuteten, wir müßten in „unser Dorf Europa“ zurück, herrschte allgemein große Niedergeschlagenheit. Unsere Boys beratschlagten, ob zwei Tage Trauergesang genug seien, oder ob sie sich ein Fingerglied abhacken müßten — der landesübliche Ausdruck der Trauer für einen dahinscheidenden nahen Angehörigen. Aber nachdem wir den Boys versprochen, daß wir irgendwann wieder nach Neu-Guinea zurückkehren würden, einigten sie sich auf einen halben Tag Trauergesang.

Wir hörten ihn noch, als der uns abholende Land-Rover zu dem hohen Paß emporkletterte, der das Tal von Watabung mit der Ebene von Goroka verbindet.

Schluß mit den Tonbandaffären

Bei einer Schwurgerichtsverhandlung in München hatte der Vorsitzende dem Rundfunk Übertragungen aus dem Gerichtssaal erlaubt. Als der Verteidiger sein Plaidoyer halten sollte, weigerte er sich, ins Mikrophon zu sprechen. Die Verhandlung mußte ausgesetzt werden. Konnte sich der Anwalt weigern, oder war er nicht vielmehr verpflichtet, die vom Gerichtsvorsitzenden verfügte Zulassung des Rundfunks zu respektieren? Darüber entbrannte ein Rechtsstreit, der Jahre lang die Gerichte beschäftigt hat und erst jetzt mit einer grundsätzlichen Entscheidung des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe erledigt wurde.

Die bayerischen Gerichte haben das Verhalten des Anwalts für falsch erklärt. Sie haben ihn zur Zahlung der Kosten verurteilt, die durch die Aussetzung der Verhandlungen entstanden sind. In längerer Begründung hat das Bayerische Oberlandesgericht alle Argumente zurückgewiesen, die der Anwalt zu seiner Rechtfertigung vorgebracht hatte, dabei auch die Berufung auf das im Grundgesetz garantierte Persönlichkeitsrecht. Das Oberlandesgericht war der Meinung, daß das Persönlichkeitsrecht falsch ausgelegt wäre, wenn es jedermann erlauben sollte, zu tun und zu lassen, was er wolle. Wenn ein Gericht den Rundfunk in der öffentlichen Verhandlung zulasse, seien alle am Prozeß beteiligten Personen auch verpflichtet, sich des Rundfunks zu bedienen.

Der Bundesgerichtshof ist anderer Meinung. Er hob die früheren Entscheidungen auf und erklärte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß es auch bei Zulassung des Rundfunks jedem Prozeßbeteiligten freigestellt sein muß, davon Gebrauch zu machen oder nicht. Ob, wann und wo jemand seine Erklärung ins Mikrophon sprechen will, sei einzig und allein Sache des Prozeßbeteiligten, nicht des Gerichts. Daran ändere auch die Tatsache nichts, daß der Vorsitzende die Gerichtspolizei ausübe und über die Zulassung oder Nichtzulassung des Rundfunks verfüge. Mit diesem Urteil ist endlich Klarheit in eine heiß umstrittene Angelegenheit gekommen. In Zukunft kann also niemand mehr vor Gericht gezwungen werden, ins Mikrophon zu sprechen.

Diese erwünschte und notwendige Klärung ist der erste sichtbare Erfolg all jener ernsthaften Bemühungen, die schon lange dem immer lästiger und peinlicher werdenden Mißbrauch mit Tonbändern einen Riegel vorschieben möchten. Der Erfolg wird keineswegs verkleinert, wenn man sich eingesteht, daß es sich zunächst nur um einen Teilerfolg handelt. Denn zu der genau so wichtigen Frage, ob die Rundfunkübertragungen aus dem Gerichtssaal überhaupt zulässig sind, nimmt das Urteil nicht Stellung und hat bisher auch kein Gericht Stellung genommen. Sicher ist es schon ein wertvoller Schutz, wenn jeder, der vor Gericht erscheinen muß, weiß, daß er seine Aussage auf die Öffentlichkeit im Gerichtssaal beschränken kann, also sie nicht urbi et orbi zu machen braucht. Aber damit ist dem einzelnen Prozeßbeteiligten, noch nicht jedoch dem Rundfunk mit seiner Öffentlichkeitsaufgabe gedient. Auch der Rundfunk möchte nämlich wissen, ob und wie er sich als Publikations-

mittel mit dem, was man unter Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlung versteht, abzufinden hat. In England sind Rundfunkübertragungen aus dem Gerichtssaal nicht verboten, trotzdem würde dort genau wie im Parlament kein Rundfunkreporter wagen, Tonbandaufnahmen zu machen. Die Presse ist gegenüber dem Rundfunk in einer weit besseren Lage. Sie gibt Berichte *vu par un temperament*, also keine Originalausschnitte aus dem Verhandlungsverlauf, sondern zusammenfassende subjektive Darstellungen des Reporters. Bei Verhandlungen, die oft Tage und Wochen dauern, könnte der Rundfunk immer nur kurze Momente festhalten, müßte also immer einseitig sein und damit Gefahr laufen, das Gesamtbild zu verzeichnen, wenn er nicht im Pressestil der *Sling* und *Mostar* berichten will. Die Meinungen gehen aber hier noch auseinander. Auch hat der Rundfunk eine allseits befriedigende Methode für seine Berichterstattung noch nicht gefunden. Insofern wird man für die endgültige Lösung dieser offenen Frage wohl noch Geduld haben müssen.

Von diesem Spezialfall abgesehen läßt das Urteil des Bundesgerichts aber auch noch eine Reihe anderer viel wichtigerer Fragen offen. Soll zum Beispiel die bei Untersuchungsverfahren im Strafprozeß immer wieder geübte Praxis tatsächlich erlaubt bleiben, daß Äußerungen von Beklagten und Zeugen unter der falschen Vorspiegelung einer freien Aussprache geheim auf Tonband aufgenommen werden? Ein solcher Fall ist vom Bundesgericht vor zwei Jahren für zulässig erklärt, aber von dem Heidelberger Strafrechtler Professor Dr. Eberhard Schmitt scharf verurteilt worden. Das neue Karlsruher Urteil nimmt auf diesen Fall nicht Bezug, läßt aber indirekt doch vermuten, daß sich die Auffassung des Bundesgerichts inzwischen geändert hat und auch den Mißbrauch von Tonbändern — wie er in der Untersuchungspraxis mit geheimen Tonbandaufnahmen zweifellos vorliegt — in Zukunft scharf ablehnen wird.

Der Mißbrauch nicht nur in der Gerichtspraxis, sondern weithin im öffentlichen und auch privaten Leben ist es gerade, der endlich unterbunden werden muß. Bei einer Tagung des Instituts für öffentliche Angelegenheiten (Sitz Mannheim) sind im letzten Jahr über den Umfang dieses Mißbrauchs eine solche Fülle erschütternder Beispiele genannt worden, daß es wirklich an der Zeit ist, diesem Unfug zu steuern. Die Entschuldigung, daß es sich dabei oft um das Vergnügen an einer neuen technischen Spielerei handelt, darf nicht mehr akzeptiert werden. Es steht zu viel für unser menschliches Zusammenleben auf dem Spiel, als daß diese gedankenlos konservierte Neugier die Intimsphäre noch weiter vergiften darf. Oder will sich jemand der Gefahr aussetzen, daß — wie es vorgekommen ist — ein mißliebiger Nachbar die Familiengespräche durch die Wand aufnimmt, um sie am nächsten Abend seinen Gästen zum Amusement vorzuspielen? Oder daß am Telefon Abhörapparate eingebaut werden, die jedes flüchtige, nur in den Wind gesprochene Wort eines Tages als Beweis gegen den Sprecher verwenden lassen? Nein, die Tagung des Instituts für öffentliche Angelegenheiten hat schon recht gehabt mit ihrer einmütig gefaßten Entschließung:

„1. Heimliche Tonbandaufnahmen, wo immer sie geschehen, sind ein schwerer Vertrauensbruch. Sie greifen in die von der Rechtsordnung zu schützende Persönlichkeitssphäre ein.

2. Dieser Schutz ist noch nicht ausreichend verwirklicht. Ihn mit allen rechtlichen Mitteln zu festigen, ist eine dringende Aufgabe aller an der Gestaltung unseres Rechtslebens Beteiligten, insbesondere der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der vollziehenden Gewalt.

3. Außerdem muß sich jeder einzelne Mensch bewußt werden, daß heimliche Tonbandaufnahmen und ihre Verwendung verwerflich sind.“

Ohne Zweifel hat diese Entschließung, an der sich auch Bundesrichter beteiligt haben, ihre Wirkung auf das Karlsruher Urteil nicht verfehlt. Damit ist zum erstenmal wirklich ein wichtiger Schritt zur Entgiftung des gesellschaftlichen Zusammenlebens getan worden. Wenn mit dem Urteil auch noch nicht alle Zweifelsfragen geklärt sind, hat es doch die Linie festgelegt, die künftig zur Beurteilung der Tonbandfälle eingehalten werden muß. Diese Linie entspricht in jeder Weise den selbstverständlichen Vorstellungen von unserem gesellschaftlichen Zusammenleben. Wir wollen uns nicht von der Technik unser Verhalten vorschreiben lassen, sondern uns als Menschen gegen die Technik wehren dürfen. Das ist erreicht, und dafür gebührt dem Bundesgerichtshof unsere volle Anerkennung.

WERK UND ZEIT

(Hermann Hesse gewidmet)

Dichter-Ich, der Zeit verbunden,
Jugendlich verzehrt vom Sinn,
Immer stehst du am Beginn,
Neu verliebt ins Spiel der Stunden!

Ja — die Zeit, die schafft und rafft
Schuf in dir in all den Jahren,
Die gefüllt mit Ängsten waren,
Werk um Werk aus innerer Kraft.

Zeit schuf das, was nun vollbracht;
Und nun steht's im äußeren Lichte.
Leben wurde zur Geschichte —
Durchgeformt und durchgedacht.
Glück strömt aus bei so viel Segen.
Ruhm krönt Arbeit, die gedeiht.
Aus dem Perlenspiel der Zeit
Tritt ein Meister uns entgegen.
Dennoch ward die Zeit zum Traum;
Doppelt fühlt sein Herz ihr Wesen:
Sie, die bei ihm ist gewesen,
Dauert jetzt im kalten Raum.

Dauert an im Werk beschlossen —
Und das Ich fühlt sich allein,
Möchte wieder Eigner sein
Dessen, was ihm ist entflossen.

Dichter-Ich, du gibst dich hin
Deiner Zeit, der du verbunden,
Dichter-Werk, der Zeit entwunden,
Zeitlos lebst in dir der Sinn.

Walter Meckauer

Der andere 20. Juli

Zum Problem der Staatsgesinnung in Deutschland

I

In seinen Memoiren, „Krone und Ketten“, berichtet der bayerische Monarchist Erwein von Aretin, ein nobler Mann und guter Schriftsteller, über eine Tischunterhaltung, die er mit dem deutschen Reichskanzler am 18. Juli 1932 hatte. Das Essen fand im Club der ehemaligen Gardekavallerie statt, und der Kanzler war ein Herr von Papen. „Unser Mittagessen“, schreibt Aretin, „ging zu Ende. Anfangs hatte Papen sehr laut gesprochen und auf die Kellner gar keine Rücksicht genommen, bis ich ihn gebeten hatte, die Kellner fortzuschicken. Er fand das ganz unnötig, da die Kellner keine Kellner, sondern ‚Ordonnanzen‘ seien, gediente Leute der Gardekavallerie. Ich bat ihn trotzdem um Vorsicht, da schließlich bei der Gardekavallerie nicht nur Deutsch-nationale gedient hätten, sondern neben Sozialisten höchstwahrscheinlich sehr viele, die heute Nazis seien und für die unser Gespräch und Papens freimütige Äußerungen über Hitler höchst interessant wären. Papen ließ sich von den Kellnern immer ‚Herr Oberst‘ nennen. Er sei zwar nur Oberstleutnant, aber wenn es noch eine Armee gäbe, wäre er bestimmt schon Oberst. Ich hatte das Gefühl: wir werden diesen Volksstamm doch nie kennenlernen. Ein Reichskanzler, der sich Oberst nennen ließ — noch dazu ohne es zu sein — und von Hindenburg wie von einem Feldmarschall, das heißt seinem Befehlsggeber, sprach, dem er zu gehorchen habe, dafür fehlte mir jede Spur des Verständnisses.“

Das Verständnis, das dem Baron Aretin abging, wurde dem „Herrn Oberst“ von seinem Feldmarschall umso bereitwilliger entgegengebracht. Er selber, ein steinerner Patriarch, von vielen verehrt und als Kaisersersatz vom Volke mit seinen Erinnerungen behängt, war ein glatter Versager. Als General hatte er den Feldzug verloren, als Preuße hatte er seine Dynastie nicht gerettet, als Monarchie ist die Republik nicht verhindert, und als Präsident der Republik regierte er sie in ihren Notzeiten in Grund und Boden. Dementsprechend war das Vertrauen in ihn grenzenlos. Er war der populärste aller Generäle des großen Krieges, ein Vorbild deutscher Pflichterfüllung, der beste Propagandist des Hauses Hohenzollern, und nur sein späterer Nachfolger, ein böhmischer Gefreiter, konnte ihm bei einer Wahl fast 15 Millionen Stimmen wegnehmen. Auch war es nicht von ungefähr, daß der Papen von Hindenburg als dem Befehlshaber sprach. Er war es wirklich. Seitdem die Weimarer Republik, in deren Reichstag die republikanisch-demokratischen Parteien (Sozialdemokraten, Zentrum, Demokraten) seit 1920 die Mehrheit verloren hatten, mit Hilfe des Notstandsparagraphen ihrer Verfassung, des Artikels 48, regiert wurde, entschied seine Unterschrift das Glück der Kanzler. Sie zu erlangen, war nicht immer leicht, man mußte dem alten Herrn die Dinge der Politik in die Sprache des Militärs übersetzen, damit er sie verstand, und manches verstand er dann

immer noch nicht. Dann war Matthaei am letzten. Er konnte dann einen guten Katholiken bolschewistischer Methoden bezichtigen oder abtreten lassen, der ihm eben noch zu seiner Wiederwahl verholfen hatte. Dafür waren andere Einflüsse, nichtdienstliche, standesgenössische, familiäre umso dauerhafter.

Am selben Tag noch, man mag sich vorstellen, vom Mittagstisch mit Aretin ins Amt zurückkehrend, lud Herr von Papen die Spitzen der geschäftsführenden preußischen Regierung zu einer Besprechung finanzieller und agrarischer Fragen auf den 20. Juli in die Reichskanzlei. Das Land Preußen war bis zum 24. April von der Ursprungscoalition der demokratisch-republikanischen Parteien regiert worden. Dann hatten die Nazis erheblich zugenommen, sie stellten den Landtagspräsidenten, brachten aber keine regierungsfähige Gruppierung zustande, trieben Obstruktion mit den Kommunisten gemeinsam. Infolgedessen führte die alte Regierung die Geschäfte weiter, ohne an ihre Neuwahl zu glauben. Der langjährige Ministerpräsident, Otto Braun, war krank und in Urlaub. Ihn vertrat der Zentrumsmann Hirtsiefer, der mit dem Innenminister Severing und dem Finanzminister Klepper der Kanzlereinladung folgte. Den versammelten Herren, denen sich, ohne bestellt zu sein, ein preußischer Ministerialbeamter anhängte, eröffnete der „Herr Oberst“, daß die Dinge im Staate Preußen sich nicht so „gestaltet“ hätten, wie er es für richtig hielt. Die Landesregierung könne die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht mehr gewährleisten. Hindenburg habe ihn deshalb zum Reichskommissar für Preußen bestellt, und als solcher enthebe er den Ministerpräsidenten Braun und den Innenminister ihrer Ämter. Severing widersprach sofort, weder sei Verfassung und Gesetz verletzt worden, noch sei die preußische Regierung außerstande, für Ordnung zu sorgen. Es sei aber das Vorgehen der Reichsregierung verfassungswidrig, und er weiche nur der Gewalt. Papens Streich *war* verfassungswidrig, was später das Gericht entschied, und die Minister *wichen* der formellen Gewalt, die gegen sie angewendet wurde. Der Ausnahmezustand wurde verhängt, somit die preußische Polizei der Reichswehr unterworfen, Polizeikommandeure, Staatssekretäre und im weiteren Verlauf Oberpräsidenten wurden abgesetzt. Preußen war gleichgeschaltet — übrigens verschwand der schneidige Oberst bald in der wohlverdienten Versenkung; jener ominöse Gefreite hat ihn, wie man weiß, ins Eckchen gestellt, als er abgenutzt war.

II

Die Frage, die Politiker und Geschichtsschreiber seitdem immer wieder aufwarfen, lautet: Warum haben die Minister Braun und Severing, die wußten, daß die preußische Bastion von der Reichsregierung bedroht war, die darunter litten und das Verhängnis kommen sahen, den Staatsstreich mit der Anrufung des Gerichts beantwortet — warum nicht mit Gewalt? Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß sie das Feld so nicht hätten räumen dürfen. Sie hätten die Gewerkschaften alarmieren, die republikanischen Verbände aufrufen, ihre Polizei mobilisieren, kurz, dem Unrecht verübenden Reichskanzler samt Präsident die freistaatliche Verfassung Preußens handgreiflich demonstrieren sollen. Ob das erfolgreich gewesen wäre, ist eine andere Frage. Fast sieht es so aus, als ob die Gewerkschaften, angesichts der Riesenreserven von Arbeitslosen, die nur darauf warteten, wieder ins Geschäft zu kommen, den Streik nicht hätten

wagen können. Auch scheint die Polizei von Nazis durchsetzt, die Beamten-schaft von ihnen infiltriert und die Macht der Verbände schwach gewesen zu sein. Dies alles aber, argumentieren einige Kritiker, hätte den Widerstand nicht verhindern dürfen. Föderalisten gehen sogar soweit, bewaffneten Widerstand nachträglich nicht bloß von der betroffenen preußischen Regierung zu verlangen, sondern auch von den bayerischen und badischen, die sofort den Staatsgerichtshof anrufen hatten. Auch Karl Dietrich Bracher, der das beste Buch über die Weimarer Republik geschrieben hat, verurteilt dort den verfassungsrechtlichen Protest der preußischen Minister, weil sie nicht „mit einem konkreten Beweis des politischen Verantwortungsbewußtseins reagierten, zu dem sie ihre demokratisch legitimierte Stellung verpflichtet hätte.“ Ihm antwortete einer der unmittelbar Beteiligten, der Staatswissenschaftler und frühere Ministerialdirektor Arnold Brecht (Zeitschrift für Politik, 1955, S. 291 ff.), der zu der Equipe hervorragender Demokraten gehörte, über die das weimarische Preußen verfügte. Sie erinnern in mehr als einer Hinsicht an ihre Vorgänger in der Humboldtzeit. Brecht macht geltend, daß gewaltsamem Widerstand die Legitimation durch eine Mehrheit gefehlt habe, und schreibt: „In Wirklichkeit haben die preußischen Minister diese Dinge verantwortlicher und folgerichtiger durchdacht als ihre Kritiker. Sie sind sich der Tatsache voll bewußt gewesen, auf die Bracher mit Recht soviel Gewicht legt, daß das Fehlen einer demokratischen Mehrheit eine wahrhaft demokratische Lösung der Krise unmöglich machte. Sie haben in der Stunde ihrer großen, auf ihnen ganz allein ruhenden Verantwortung das getan, was die beste Aussicht bot, Hindenburg und die Reichsregierung (das Militär eingeschlossen), so weit es möglich war, von den Nationalsozialisten fern und im Rahmen der Verfassung zu halten. Das haben sie durch Verzicht auf gewaltsamen Widerstand und durch Anrufung des Staatsgerichtshofes erreicht.“ Obwohl Bracher, und wohl auch andere, sich dadurch nicht überzeugen ließen, daß es richtig war, das Legalitätsprinzip und nicht den Verfassungsbruch zur Staatsraison zu erklären, ist Brechts Stellungnahme gut. Sie legt noch einmal die sauberen Motive der Preußen und ihr Verantwortungsbewußtsein dar. Der Vergleich zu den „Ordnung“ stiftenden Reichsinstanzen erübrigt sich: Hier demokratische Minister mit demokratischen Skrupeln, dort ein Oberst, der keiner war.

III

Der 20. Juli 1932 zeigte aber nicht nur, wo Staatsgesinnung und wo keine war, er beendete definitiv das Zweite Deutsche Reich und führte ad absurdum, was die Weimarer Republik innenpolitisch von ihm übernommen hatte. Ausenpolitisch war sie erfolgreich auf seine Restauration aus. Der Trick, sich von der Weltabrüstungskonferenz 1932 zurückzuziehen, brachte ihr sogar prinzipiell die Rüstungsgleichheit mit Frankreich ein und schaffte damit die Gelegenheit, das alte Hegemonialstreben zu erneuern. Hegemonie- und Reichsbegriff gehören zusammen. Und wenn nicht mehr heute, so war doch in den zwanziger Jahren noch „das Reich“, wie Richard Behrendt formuliert hat, der integrierende Faktor der deutschen Psychologie. „Das Reich“ war für die Deutschen, was die „frontier“ für die Amerikaner war; aber es war ein imperiales und herrscherliches Ideal und kein zivilisatorisch-kämpferisches. Darum hätte die Weimarer Nationalversammlung es nicht als Bezeichnung

für einen Staat nehmen dürfen, der den besseren deutschen Traditionen Heimstätte sein sollte. Bund oder Republik haben es schwerer, ihre Staatsangehörigen zu begeistern, aber sie bringen sich nicht in die Verlegenheit, in die ein Reich kommen muß, das keines ist. Die Weimarer Republik ließ sich „Reich“ nennen und sagte, sie sei zwar nur ein dezentralisierter Einheitsstaat, aber wenn es noch eine Armee gäbe, dann wäre sie bestimmt schon eines. So geschah ihr ganz recht, daß ein Papen Kanzler wurde. Der Reichs-Vorbehalt stand der Demokratie nicht bloß deshalb überall im Wege, weil die Bevölkerung noch obrigkeitlich gestimmt war, sondern weil er von Grund auf unvereinbar mit ihr gewesen ist und die nachwachsenden „Republikaner“ über sie hinaus wies. Statt ziviler Staatsgesinnung, erzwang er die „Besinnung auf das Reich“. Wer hier einen Vorwurf erheben wollte, müßte ihn gegen die Weimarer Koalition richten, deren Nachhut dann am 20. Juli 1932 vernichtet worden ist. Vor allem aber sollten sich mit der Frage unsere heutigen Demokraten befassen, die aus Leichtsinn oder mangelnder Einsicht das ausnehmend törichte Spiel mit „Reichshauptstadt“ und „Deutschem Reich“ im Zuge der Wiedervereinigungspolitik betreiben. Zweifellos wäre ein wiedervereinigtes Deutschland die stärkste Macht zwischen Sowjetrußland und Amerika auf dem europäischen Kontinent; aber gerade das verlangt Mäßigung und Herabminderung der staatlichen Effektivität von innen, und nicht Ermunterung des Gegenteils.

Mit dem Reichskonzept ging der sogenannte Dualismus zwischen Preußen und Reich einher. Auch er endete an jenem 20. Juli. Seine Ursache war das Mißverhältnis der Kräftequellen, das, nach Wilhelm Busch, häufig Anlaß zu Unglücksfällen gibt. Preußen umfaßte etwa 3/5 des Reichsgebietes. Der tüchtige Bismarck hatte erst drei deutsche Einzelstaaten über die Klinge springen lassen, ehe er das neue Reich mit dem Schwergewicht des dadurch unwiderstehlichen Preußen füllte. Was dabei an Staatsgesinnung herauskommen konnte, war etwa dasselbe, was man an europäischer Gesinnung zu erwarten hätte, bände man heute die Bundesrepublik mit, sagen wir, Luxemburg, Holland, Dänemark zusammen. Die Weimarer behielten das unweise Schema bei, verzuckerten es aber noch mit der unproportionalen Vertretung der preußischen Provinzen im Reichsrat, so daß nun weite Bevölkerungskreise, und zwar zum Teil gerade die, die der Preußische Krieg gegen den Deutschen Bund um ihren Staat gebracht hatte, überhaupt nicht mehr vertreten waren.

Der Kurzschluß folgte aus der Vorstellung, Föderalismus habe etwas mit Kronen und Reservatrechten, nichts aber mit den Leuten und ihrem menschlichen Bedürfnis nach kleinen Einheiten zu tun. Diese obrigkeitliche Ideologie beherrschte im Großen und Ganzen auch die demokratischen Ansätze zur Reichsreform. Sie wurde im wesentlichen unter dem Gesichtspunkt der „Rationalisierung“ angegangen, was man für identisch hielt mit der Vereinheitlichung der Administration und der Egalisierung zugunsten des unitarischen Elements. In Preußen sollte die Personalunion mit dem Reich erneuert werden, die schon zu Wilhelms Zeiten die Innenpolitik so schwer belastet hatte. Was damals im dynastischen Interesse lag, sollte nun zugunsten der Bürokratisierung renoviert werden; aber zum zweiten Male gegen den genossenschaftlichen Aufbau des Staates. Man war wie besessen von der Idee der staatlichen Perfektion. An die für das Funktionieren des Staates notwendige Aufgliederung

und Beschränkungen seiner Wirksamkeit dachten wenige, weil die Demokratie ja sowieso nicht funktionierte. Dabei arbeitete sie in den Ländern offensichtlich weit besser als im Reich. Das wurde zwar außer von konservativen Bayern gelegentlich von liberalen Hanseaten oder südwestdeutschen Republikanern, wie Bolz und Remmele hervorgehoben; aber auch sie fürchteten sich etwas zu vergeben, wenn sie ihre Freistaaten quer stellten zur abschüssigen Fahrtrichtung der Reichspolitik. Hatten nicht die Schulmeister seit 1871 gelehrt, daß die „deutsche Zwietracht“ die größte aller Sünden und verwerflicher sei als alle französischen, englischen, hottentottischen und chinesischen Zwietrachten zusammen? In den letzten Jahren unterlag die Länderkompetenz immer mehr den verzweifelten Notverordnungen des Reiches, die alle Schotten aufrissen, statt die gefährdeten Regionen von einander abzudichten. Schließlich brachen das 1930 neugefaßte Gesetz zum Schutz der Republik und der Artikel 48 auch den Unentwegten das Genick: Als ein paar Länder das Demonstrations- und Uniformverbot aus guten Gründen bestehen ließen, das die Berliner Regierung zu revidieren wünschte, zwang eine Präsidialverordnung sie, es aufzuheben. Und sie folgten brav. Was also soll ein Staat mit föderalen Zügen ohne Föderalisten? Es bleibt ihm nichts übrig als unterzugehen.

IV.

Preußens Beispiel ist exemplarisch. Auch Otto Braun hat sich der Unions-Idee nie widersetzt. Niemand, der sich für fortschrittlich hielt, verteidigte den Föderalismus, es sei denn, es ging um augenscheinliche Nachteile in Wahlkreisfragen und Ähnlichem. Die Sozialdemokratie hing an ihrer Vorstellung vom „dezentralisierten Einheitsstaat“, die sich ihr als einer Sammlungsbewegung der proletarischen Massen im Kaiserreich empfohlen hatte. Die Massenorganisation war gegen die lokalen und regionalen Honoratioren so bequemer durchzusetzen. Auch glaubte man, daß die Gleichheit der Lebensbedingungen im Kapitalismus organisatorische Vereinheitlichung verlangte. (Inzwischen sind die Soziologen zu der Erleuchtung gekommen, daß man der Vermassung am besten mit Aufgliederung der Mengen begegnet.) Was man damals noch nicht wußte oder nicht wissen wollte, war dennoch schon falsch.

So kam es, daß die Partei, der die Republik ihre soliden Anfangsjahre verdankte, von ganz anderen Ausgangspunkten her sich im Effekt mit den Deutschnationalen traf, die schon 1920 den sinnigen Wahlspruch „Über Preußen ins Reich!“ aufgestellt hatten. Sie waren die siegerischen Nationalliberalen von früher, durch die Niederlage kaum gedämpft. Das kann man ihnen nicht übelnehmen, denn viele ihrer Prominenten hatten drei Jahre früher noch auf der Annexion Belgiens bestanden. Sie vertraten, was Bracher einen „hegemonialen Föderalismus“ nennt. Dieser Ausdruck umschreibt aber den Sachverhalt nur sehr unvollständig. Wo Föderalismus hegemonial wird, wird er Partikularismus. So war es auch da, wo in Wirklichkeit das machtlüsterne, wilhelminische Element einen „Herr im Haus“-Standpunkt vertrat, dem die „Kleinstaaterei“ als separatistisch verdächtig sein mußte. Wer hier ein starkes Preußen als Basis einer starken Reichsgewalt forderte, gedachte das Spielchen mit den kleinen Privilegien für die Bundesländer zu wiederholen, das sie bis 1918 so hübsch stillhalten ließ. Uniformität des eigenen Lagers und Aufteilung

der anderen war das Prinzip. Es war expansiv, nicht sachbestimmt. Weit entfernt davon, eine bürgerliche Verfassung zu billigen oder gar zu schätzen, konnten diese Menschen den Föderalismus, vollends wo er pazifistisch war, kaum begreifen. Papens Streich am 20. Juli 1932 zeigte es zur Genüge. Soviel Begriffstutzigkeit war schließlich sogar der Zähigkeit überlegen, mit der die Sozialisten an ihrem alten Zopf festhielten.

Das war das Ende nicht nur der republikanischen Staatsgesinnung, sondern bis zum 20. Juli 1944 das Ende der öffentlichen Gesinnung in Deutschland überhaupt. Es trat nicht ein, weil die preußischen Minister verfassungstreu blieben und sich tapfer weigerten, auf Kosten anderer heldisch zu sein. Das Ende kam, weil dieses Volk die Freiheit nicht genug liebte, um den siechen Ideen der Vergangenheit zu widerstehen.

KRIEG

Krieg ist nur Frevel im Geschehn der Welt.
Tod seine Geißel frech und sinnlos schwingt.
Erde birst auf und Städte splintern hin.
Äcker und Gärten werden schroffe Ode,
und Bäume sind entkronte Könige.
Der schattenlose Wald ist je verweht,
von mißgestaltner Kreatur durchstöhnt.
Die Taubin sucht vergebens einen Zweig, ihr Nest zu baun.
Und träge Flüsse, alten Weibern gleich,
unfähig dürstendes Getier zu säugen,
verdorren oder füllen sich mit Blut.
Rauchfahnen weht ein heißer Wind, statt Blütenstaub, durchs Land.
Das Licht allen Gestirnes ist erstorben.
Kein Bauer pflügt das Feld. —
Allein ein Greis, dem nackten Wurm verwandt,
kriecht durch den Schutt, bereit das Erbe anzutreten.

Eva Schwimmer

Ein unterschätztes geisteswissenschaftliches Problem

In der anhebenden Aussprache über die wirtschaftliche Förderung der Geisteswissenschaften beklagte jüngst der Bonner Historiker *Erich Rothacker* deren „Zustand und Notstand“. Es gäbe, so argumentiert er, „*keine aktuellen Bedürfnisse*“ als z. B. die Erforschung Osteuropas und der beiden Asien, sie seien „weit dringlicher als die Errichtung von wissenschaftlich höchst problematischen Professuren für eine sogenannte ‚*Politische Wissenschaft*‘“ (Frankfurter Allgemeine 1957, Nr. 22).

Politik gehört also — nach Rothacker — als eigenes Fach nicht zu den „aktuellen Bedürfnissen“. Geisteswissenschaften, so feiert sie Rothacker, seien nichts anderes als das „Unternehmen der gereiften Menschheit, über sich selbst in umfassender Weise ins Klare zu kommen“.

Ist nun dieses Ziel schon erreicht, wenn in oft bewundernswerter Einzel- forschung in ausgeprägten Spezialgebieten tapfer und ausdauernd Lebens- leistungen geopfert werden, deren Ergebnisse oft nur Besitz fachlicher Kreise bleiben? Kommen wir über uns ins Klare, wenn wir eine Art „science pour la science“ betreiben, vor dem Lärm der Gassen aber uns in unsere elfen- beinernen Türme zurückziehen und dem Politischen, der „sogenannten“ und „höchst problematischen Disziplin“ drei Kreuze voraufschieben?

Ist es — bei aller Hochachtung vor den philologischen und historischen Forderungen — nicht auch eine *Gewissenspflicht* der Geisteswissenschaften, sich mit den Problemen zu befassen, die uns die Zeit, und zwar auf Leben und Tod, stellt? Naturwissenschaften und Medizin tun das ihre. Aufkom- mende Seuchen und Volkskrankheiten, klimatische und biologische Gefähr- dungen werden als „aktuelle Bedürfnisse“ sofort und mit allem wissenschaft- lichen Rüstzeug bekämpft. Man hat die *Atomkraft* entdeckt und ist sofort auch in die Abwehr ihres Mißbrauchs getreten und hat gelehrt, sie praktisch nutzbar zu machen. Milliarden werden dafür aufgewandt. Was aber geschieht gegen die *geistige Atomkraft*? Was geschieht gegen die Ballungen und Über- wältigungen breiter Massen, die heute bereits mit psycho-physischen („psy- chokratischen“) Mitteln von gewalttätigen Systemen beherrscht sind? (Serge Tchakhotine erläutert in seinem Buch „Le viol des foules par la propagande politique“ die physiologische — nicht mehr psychologische — Natur der sowjetischen Massenführung). Manche der in spezialisierten Glückswinkeln hingehend an philologischer und historischer Forschung Arbeitenden wissen nur sehr wenig davon und nennen die wissenschaftliche Beobachtung solcher Vorgänge „höchst problematisch“.

Aber die sogenannten „jungen Fächer“, voran die Soziologie, kümmern sich darum. So auch die von Rothacker abgetane „Politische Wissenschaft“, die erfreulicherweise an der Freien Universität Berlin schon in verschiedenen Fakultäten eigene Lehrstühle hat. Sie und die Publizistik sind die „jungen

Wissenschaften“. Meist freilich sind sie, wie z. B. die wissenschaftliche Publizistik, um tausend Jahre älter als die Disziplinen, die ihnen heute freundlich auf die Schulter klopfen. Die Griechen, um nur sie zu nennen, haben die Lehren der Politik und der *Publizistik* — von der hier die Rede sei — als eigene Disziplinen in Forschung und Lehre betrieben. Erst um die Wende vom 18ten zum 19ten Jahrhundert ist die Publizistik, damals in Form der Rhetorik und später der Zeitungslehre, aus den Vorlesungsplänen der deutschen Universitäten verschwunden. Unter den Schlägen und im politischen Erwachen des Ersten und Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen sind sie in ihrer öffentlichen Bedeutung als „aktuelles“, wir sagen *höchstaktuelles* Bedürfnis wieder erkannt und wieder in die Lehrpläne der Universitäten aufgenommen worden. Schließlich studiert man ja auch die Gesetze der Wetterbildung und der Wettervoraussage, man lotet die Meerestiefen und den Gang der Zyklone, um den Luft- und Seereisenden eine glückliche Fahrt zu ermöglichen. Nun endlich haben wir begonnen, auch die atmosphärischen Strömungen und Störungen des *öffentlichen Lebens* wieder zum Gegenstand der Forschung und der Lehre zu machen.

Die psychologischen Gesetze und die technischen Mittel der *in der Öffentlichkeit die Öffentlichkeit gestaltenden Kräfte* sind der Gegenstand der Wissenschaft von der Publizistik. Aus der „Zeitungslehre“ des 17ten und 18ten Jahrhunderts, die Karl Bücher wieder aufnahm, weitete sich die Disziplin in die Problematik der politischen Massenföhrung und damit in den Existenzkampf der Demokratien. Ein fraglos höchstaktuelles Bedürfnis. Denn die totalitären Gewalten zeigten sich dieser Aufgabe wesentlich besser gewachsen als die Mächte der Freiheit. Von Sowjetrußland, dem faschistischen Italien und dem Deutschland des Hitlerregimes wurden sie überspielt. Millionen Menschen guten Glaubens verfielen der propagandistischen Föhrung und Verführung, überwältigt oder niedergehalten von der Publizistik totalitärer Mächte, bis schließlich die Welt in zwei Teile gespalten war.

Aufgabe und Bedeutung der publizistischen Wissenschaft sind damit neu bestimmt. Mit den Massen wuchsen und wandelten sich die Mittel, sie anzusprechen. Wo einst die Schönheit, Würde und Angemessenheit des gesprochenen Wortes „Überzeugungen härtete und Glauben weckte“ (Aristoteles), arbeitet heute ein komplizierter Apparat technisch-wirtschaftlicher Mechanismen, politischer Schaltungen, geistiger Berechnung und persönlicher Kräfte. Unübersehbar, oft auch unberechenbar, nimmt er geradezu autonome Formen an. Dabei fluten die Wellen publizistischen Lebens in Schrift und Druck, Wort und Bild, Rundfunk und Fernsehen über alle Grenzen hinweg, auch durch die Vorhänge aus Eisen oder aus Bambus. Man föhrt Krieg mit ihnen. Sie erreichen jeden Leser, Hörer oder Zuschauer. Mit der Vollendung der Verbreitungstechnik ist die Technik der Lüge und Irreföhrung in geometrischer Progression gewachsen. Die Umkehr des Wahren in das Verfälschte und Verlogene ist mit der Kraft eines Wolkenbruches niedergebraust. Gleichzeitig steigert sich in einer die freie Welt bedrohenden Skrupellosigkeit die rein *geschäftliche Ausbeute* der publizistischen Mittel. Eine kaum noch zu mehrende Freiheit der Meinungs- und Willensbildung wird durch erwerbstüchtige Profitsucht zur ebenso weiten und weiter greifenden Entstellung des Wirklichen, zu einer sensationellen Verkehrung des Lebens. Die *totalitäre*

Publizistik aber bringt das Monopol der Unwahrheit an sich und stabilisiert die Lüge als Weltmacht. Was geschieht dagegen? Ist der Vorgang der breiten Öffentlichkeit eigentlich bewußt?

Ist Europa sich dessen bewußt? Die neuen Länder der Welt, die zu Selbstbesinnung und Selbstverwaltung erwachenden Völkernschaften, haben diese Erkenntnisse begriffen. Ihr gründliches Studium stellen sie ganz an den Anfang ihrer wissenschaftlichen Planungen. Mit ganzen Fakultäten für das publizistische Fach, teils in Spezialisierung auf die journalistische Arbeit, teils in Verbindung mit der Forschung und Lehre in den Problemen des Rundfunks und Films, widmen sich die Universitäten *Indonesiens*, insbesondere die Djakartas, dieser zentralen Aufgabe. Die Hauptuniversität *Pakistans* in Lahore hat die gleiche Aufgabe eingeleitet. *Tokio* paßt sich neuerdings stark an die deutsche Form der publizistischen Forschung an und lehrt das Fach an seiner Staatsuniversität ebenso wie an der privaten Sofien-Universität (Prof. Ono). Die *Lateinamerikaner* lehren Publizistik mit Übergewicht oder gleichrangig eingeordnet in das journalistische Fach an allen Staatsuniversitäten. So geschieht es in Mexiko, Santiago, Lima, Montevideo (Mar del Plata). In den *Vereinigten Staaten* dienen seit langem publizistische Fakultäten nicht nur der akademischen Berufsbildung. Ihre Forschungsarbeit (research-work) in der Massenpsychologie (mass media and their audiences) und Massenföhrung (mass communications research) steht in den Geistes- und Sozialwissenschaften mit an erster Stelle. Das Fach übt hier eine tiefgehende, erhaltende und fördernde Einwirkung auf die Demokratie aus. Dies auch darum, weil seine Arbeitsergebnisse, über alle Schulsysteme in die weite Öffentlichkeit verbreitet, der praktischen Sachkunde dienen und damit Distanz schaffen von jedem publizistischen Phänomen, der besten Abwehr jeder publizistischen Verführung. 800 Lehrkräfte arbeiten mit 13 000 Studenten an 455 Universitätsinstituten in diesem Fach. Seine Ergebnisse gehen dann in rund 8 000 journalistische Kurse. Als eine Art staatsbürgerlicher Lehre und Sicherung werden sie an den mittleren und höheren Schulen gelehrt (vgl. das von der UNESCO herausgegebene, dankenswert ausführliche Verzeichnis „Reports and Papers on Mass Communication“, Nr. 8. Januar 1954). In Australien, Südafrika und Kanada bahnen sich — wenn auch in der (englisch beeinflussen) vorsichtigeren Form — die gleichen Entwicklungen an.

Im alten *Europa* hat neuerdings *Frankreich* an der Sorbonne, wo bereits das „Institut de Filmologie“ mit seinen publizistisch-psychologischen Studien („filmologie générale et philosophie, études comparatives“) erfolgreich arbeitet, auch einen publizistischen Lehrstuhl geschaffen. Das Gleiche gilt für *Straßburg*. In *Lille* besteht ein solcher Lehrstuhl seit zwei Jahrzehnten. *Madrid* und *Rom* haben publizistische Lehrstühle errichtet. *Holland* zählt Lehrstühle an drei Universitäten, an der Universität Amsterdam lehrt Kurt Baschwitz, dessen massenpsychologischen Arbeiten wir richtungsgebende Erkenntnisse verdanken.

Mit Aufwand größter personeller und finanzieller Mittel haben die *totalitären Mächte* die Studien und die Lehre der Publizistik ihres Machtsystems aufgebaut. Zugegeben: hier spricht die politisch-propagandistische und nicht die wissenschaftliche Zielsetzung. Aber es werden in Bindung an den dialekt-

tischen Materialismus tausende von Propagandisten herangebildet und in einen Apparat eingebaut, der einmal gegen uns anrollen wird. Sind wir ihm gegenüber gewappnet, so wie wir in der Atomtechnik das Äußerste tun, gewappnet zu sein? *Moskau* und die sowjetischen Universitäten unterrichten in eigenen Fakultäten — nach einer Mitteilung der UNESCO — mehr als 6 000 Studierende in den publizistischen Fächern. Die Arbeiter- und Bauernuniversitäten *Rotchinas* stellen diese Fakultäten als Herzstück in ihren „sozialistischen Aufbau.“ In *Warschau* arbeitet eine Fakultät mit 300 Studenten, in *Prag* unterrichten drei Professoren Publizistik. Lehrreich ist die Ausstattung des Faches an der sogenannten „*Karl-Marx-Universität*“ Leipzig. 1951 eröffnete die Philosophische Fakultät das „Institut für Publizistik und Zeitungswissenschaft“, dem dann der Charakter einer selbständigen Fakultät gegeben wurde. Der Lehrkörper setzt sich zusammen aus 5 Professoren, 7 Dozenten, 3 Lektoren, 6 Oberassistenten und 28 Assistenten. Das Studium, dem sich 1954 450 Studierende widmeten (davon 72 % Arbeiter- und Bauernstudenten), dauert fünf Jahre, einschließlich der praktischen Arbeitswochen in publizistischen Unternehmen. Für die Studierenden trägt der Staat die Kosten der Ausbildung und des Lebensunterhalts.

Nun sagt man, dies sei „Propaganda“, dies sei nicht Wissenschaft. So recht man damit haben mag, so falsch wäre es, unsere Wissenschaftsorganisation davon bestimmen zu lassen. Die Förderung der publizistischen Studien ist bei uns noch sehr bescheiden, aber sie ist auch berufen, die drüben mit unbegrenzten Geldmitteln entwickelten Doktrinen im Interesse der freien Welt zu überwinden. Statt, wie es die Amerikaner tun, das Wissen vom öffentlichen Leben in einen Hauptpunkt der akademischen Forschung zu stellen und seine Ergebnisse der staatsbürgerlichen Bildung zuzuführen, geschieht in der Wissenschaftsorganisation der Bundesrepublik wenig, dieses Fach, das für jede weltanschauliche oder politische Auseinandersetzung mitentscheidend ist, entschieden zu fördern. Die Forschungsgemeinschaft hat bisher jede Hilfe abgelehnt, ohne Angabe von Gründen. Die Philosophische Fakultät einer großen rheinischen Universität hat sich nach 1945 den fachwissenschaftlichen Apparat des seit 1928 und bis 1933 dort anerkannten Faches angeeignet und das Fach selbst zur historischen Hilfswissenschaft degradiert. Nur zwei Ordinariate, in München und an der Freien Universität Berlin, und ein beamtetes Extraordinariat in Münster sind zur Pflege des Faches berufen und stehen in voller Arbeit. Sie kommen aber angesichts der natürlichen Beschränkung der universitätseigenen Mittel nur zu begrenzter Leistung. Der Zustrom der Studenten ist groß und, vor allem, freiwillig. Das heißt: es kommen nicht nur die, die das Fach zur Berufsvorbildung nutzen, es finden sich viele ein, die sich sachlich unterrichten wollen (künftige Lehrer, Juristen, Volkswirte, Soziologen). Aber die technischen Apparaturen, insbesondere die Film- und Rundfunkstudios, und die Ausstattung mit Arbeitskräften sind bei diesen Fächern sehr klein. Das ist deswegen besonders verhängnisvoll, weil in diesen Fächern das Experiment und die praktische Erprobung dazugehören wie das Laboratorium zur Lehre der Naturwissenschaften. Die Ausstattung jedes naturwissenschaftlichen Faches freilich übersteigt die der publizistischen Disziplin meist um ein Vielfaches. Dem Fache aber ist die Forschung und Lehre

der *geistigen Atomkraft*, wie C. F. v. Weizsäcker die geballten publizistischen Kräfte einmal genannt hat, übertragen (Weizsäcker, C. F. Frhr. v.: *Wohin führt uns die Wissenschaft?* Festvortrag anlässlich der 1. Ordentlichen Hauptversammlung am 5./6. Oktober 1950 zu Köln. Max-Planck-Gesellschaft, Göttingen 1950). Nach dieser seiner lebenswichtigen Bedeutung muß die Publizistikwissenschaft gefördert werden. Neben dem notwendig kostspieligen technischen Apparat sollten vor allem sachkundige, aus der Praxis stammende und wissenschaftlich bewährte Persönlichkeiten zu einer vollen Lebensarbeit gewonnen werden. Mangel an Stellen und schlechte Honorierung halten viele gute Köpfe heute aus der akademischen Arbeit.

Mit diesen Forderungen ist nichts gesagt gegen die Arbeit der historischen und philologischen Disziplinen mit ihren Traditionen und Methoden. Sie sollten aber auch den Weg freigeben für Disziplinen einer neuen Methodik und lebenswichtigen Zielsetzung; sie sollten Fachgebiete nicht „wissenschaftlich höchst problematisch“ nennen, die für unser gesamtes Schicksal entscheidend sind. Auch die Geisteswissenschaften, bei aller Würde ihres Auftrages, müssen den Realitäten des Lebens verpflichtet bleiben.

Mit Rothackers Wort schließen wir: „Die Geisteswissenschaften sind das Unternehmen der gereiften Menschheit, über sich selbst ins Klare zu kommen“. Zuerst und vor allem aber sollten sie dann solche Disziplinen verteidigen, die dafür sorgen, daß die Menschheit wirklich reifen kann, und daß ihr überhaupt die Gelegenheit bleibt, in Freiheit über sich selbst ins Klare zu kommen.

DÄMMERUNG

Wer hat im Treppenhaus gerufen,
wer saß am Fensterbrett und blickte stumm?
Mein Traum, das Pony mit den sanften Hufen,
erschrak so sehr und warf den Kopf herum.

Die Zeit befiehlt, im Zimmer wach zu liegen.
Die Nacht ist wieder heimwehkrank.
Sie spricht zu mir: Die Fledermäuse fliegen
und stürzen manchmal auf das Blech der Fensterbank.

Vielleicht schon früh, im Morgengrauen,
grüßt mich das Lied vom Ararat:
ein armer Engel wird in meine Stube schauen,
der auch im Treppenhaus gerufen hat.

Günter Bruno Fuchs

Vom plastischen Sehen

Die plastische Kunst ist in den nordischen Ländern nicht volkstümlich, die Malerei ist es unvergleichlich mehr. Woher kommt das? Unter den vielen Theorien, die darüber aufgestellt sind, ist eine der geistreichsten die von Hippolyt Taine: in seiner Kunstphilosophie führt er z. B. die Blüte der Malerei in den Niederlanden zurück auf biologische, genauer auf meteorologische Bedingungen. Die vielen trüben, von Wasserdunst gesättigten Tage, die sehr mannigfaltigen Wolkenbildungen, die zarten Luftstimmungen des feuchten Marschlandes begünstigen, so schließt er — die Ausbildung eines spezifisch malerischen Sinnes der Bewohner und einer entsprechenden Kunstübung. Im Gegensatz dazu entwickeln die romanischen Völker, besonders die Italiener die plastische Kunst mit ihrer Klarheit und Begrenztheit. Für das klassische Altertum mit seinem blauen Himmel an den Gestaden des Mittelmeeres gelte das gleiche.

Dem kann man entgegenhalten, daß auch die nordischen Völker, besonders die Deutschen, während des Mittelalters eine Blütezeit der Skulptur verzeichnen. Wem fiel da nicht die Gotik mit ihrer Fülle von Stein- und Holzfiguren ein? Wer dächte nicht an die ausdrucksvollen Gestalten der Stifter des Naumburger oder an die Figuren des Bamberger Domes? Aber es ist die Frage, ob man diese Arbeiten als einen Beweis für ein spezifisch plastisches Sehen des Volkes und der ganzen Kunstepoche heranziehen darf? Liegt hier nicht vielmehr ein architektonisches Problem vor: die räumliche Ausgestaltung statischer Beziehungen durch figürliche Motive? Die gotischen Figuren, so plastisch sie empfunden und gestaltet sind, setzen doch irgendwie im architektonischen Orchester das raumkünstlerische Leitmotiv fort, sie lassen es ausklingen.

Unvergleichlich freier dagegen bewegt sich die Malerei. Sie ist es auch, die mit ihren rein schmückenden Ausläufern im deutschen Kulturbereich die nächsten Jahrhunderte beherrscht bis zur Zeit des Barock. Erst von dort ab kann man wieder von einer künstlerisch selbständigen plastischen Kunstübung im Norden sprechen.

Es wäre interessant zu untersuchen, wie weit die religiösen Wandlungen der Reformation und Gegenreformation mit dem Wechsel der bildnerischen Aufgaben auch das plastische Interesse abflauen ließen oder belebten. Jedenfalls wäre die Plastik des 17. und 18. Jahrhunderts ohne die starken Einwirkungen der Kirche als Auftraggeberin nicht zu erklären. Trotz alledem: die Volkstümlichkeit der Bildhauerei hat bis zu unseren Tagen wieder beträchtlich abgenommen, ungeachtet der vielen Denkmäler, die gerade das abgelaufene Jahrhundert bei uns hinterlassen hat. Eine Erklärung dafür muß doch in der Eigenart der Volksbegabung gesucht werden. Denn: von Hause aus sollte uns das plastische Sehen leichter sein als das malerische!

Die physiologische Optik lehrt, daß der Mensch infolge seiner zwei Augen die Dinge mit dem Blick gewissermaßen „umfaßt“, sie also nicht zweidimensional und malerisch, sondern dreidimensional sieht. Die Gesichtserfahrung des Kindes besteht in einem teils unmittelbaren Abtasten der realen Dinge durch die Tastorgane, teils aber auch in der unmittelbaren Untersuchung durchs Auge, das derart gleichsam zur verlängerten Hand wird. Wir alle wissen, daß man, um den malerischen Gesichtseindruck zu steigern, besser mit einem als mit zwei Augen sieht. Farben und Formen gewinnen erst dann ihren stärksten Zusammenklang. Dieses malerische Sehen erfordert also eigentlich einen viel langsameren Lernprozeß als das plastische, das wir sozusagen als angeborene Funktion mitbringen! Nichtsdestoweniger ist es den meisten unendlich viel schwerer, die Absichten der plastischen Kunst, ihre dreidimensionale Formenwelt richtig aufzufassen.

Rein stofflich betrachtet erscheint der Bildhauer dem Maler gegenüber im starken Nachteil. Ein Bild, eine Landschaft mit einem figürlichen Vorgang z. B. spiegelt die Totalität der sichtbaren Welt, zeigt die alte Erde, mit Bäumen und Blumen, bunten Vögeln und Tieren, dazu den Menschen mittendrin. Das Auge kann gleichsam spazierengehen, kann die Einzelheiten liebevoll erfassen und ihre Harmonie als seelische Mitteilung des Künstlers genießen. Für den Bildhauer steht der *Mensch* als Objekt und Träger des Ausdrucks obenan, dazu noch das Tier oder das Fabeltier. Mensch aber und Tier sind doch nur Teile der Schöpfung, und von ihrer Nachgestaltung können also wohl auch nur Teilwirkungen für den Beschauer ausgehen.

Diese Meinung ist falsch. Denn auch der Mensch ist ein Kosmos, allerdings nur ein Mikrokosmos, und seine Erscheinung kann, plastisch individuell empfunden, rein gegenständlich eine volle und starke Wirkung gewinnen. Man darf nur nicht in den häufigen Irrtum verfallen, in einem plastischen Werke lediglich die Einzelheiten zu sehen oder zu suchen und die Gesamtform darüber aus dem Auge zu verlieren.

Diese Mahnung scheint selbstverständlich, sie ist es aber nicht. Immer wieder kann man auch von sehr kunstfreudigen Beschauern plastischer Werke abfällige Urteile hören mit der Begründung, diese Statue sei doch garnicht schön, sie mache ein so komisches Gesicht oder sie verrenke die Glieder — man könne sich dabei nichts Gescheites „denken!“ Man soll sich aber, zunächst wenigstens, garnichts denken, sondern aus dem körperlichen Rhythmus der Figur die Absicht des Künstlers zu erkennen suchen. Er spricht in Formen, und zwar in den sämtlichen Körperformen, die er in sein Objekt einbezogen hat, nicht aber nur durch das Antlitz oder durch eine sprechende Geste allein. Für ihn ist auch die Kleidung, die Ausstattung der Figur mit Attributen nicht so wesentlich wie der nackte Mensch, der unter all diesen Zutaten verborgen ist. Die Art, wie die körperlichen Funktionen zu einander in rhythmische figürliche Beziehungen gesetzt sind, bestimmt die Richtung, die Intensität wie den Rang der plastischen Mitteilung.

Eine ganze Figur offenbart ihren Charakter also nicht nur von vorn, sondern von allen Seiten her muß sie „stimmen“.

Diese Allseitigkeit der Plastik ist ihr großer Vorzug vor der Malerei und zugleich die Quelle zahlreicher Schwierigkeiten für den Künstler. Er kann sich nicht daran genügen lassen, die Naturform schematisch nachzubilden, er muß sie in eine *Wirkungsform* übersetzen! Erst durch diese Übertragung wird ihm die Möglichkeit gegeben, von der *Wahrnehmung* zur *Vorstellung* überzugehen und dieselbe Vorstellung auch im Beschauer zu erwecken.

In der Plastik darf es keine Unklarheiten, keine phantastischen Verschwommenheiten geben, wie sie in der Malerei so häufig und sehr häufig problematisch sind. Das Objekt in seiner Wirklichkeit ist unerbittlich und ein strenger Richter. Wenn ihm Gewalt angetan wird, wenn hier ein Bein verkürzt, dort ein Kopf unnatürlich groß erscheint, wenn die Proportionen der ganzen Gestalt den natürlichen Maßen widersprechen, so sieht dies der Laie sofort, und er wird instinktiv geneigt sein, dem Künstler diese Veränderungen als ein technisches Versagen anzurechnen. Wir wissen aber aus einer Fülle von Beispielen, daß die plastische Wirkungsform ohne solche Abweichungen von der Naturform garnicht denkbar ist. Es bleibt Sache des Künstlers, die Idee seiner Gestaltung durch den Gesamtausdruck, also durch die Kraft seiner Vorstellung und seines technischen Könnens zu rechtfertigen. Figuren, die dazu bestimmt sind, von großer Höhe herab zu wirken wie beispielsweise die Standbilder der Heiligen auf dem Dachgesims der katholischen Hofkirche in Dresden, sind in den Maßen und Proportionen des Oberkörpers vom Künstler weit übertrieben, sehen aber von unten, vom Standorte des Beschauers betrachtet vollkommen „richtig“, d. h. natürlich aus.

Es wird also für den Künstler alles darauf ankommen, den plastischen *Moment* für eine überzeugende Wirkungsform richtig zu erfassen, und für den Beschauer: diese Absicht klar zu erkennen.

Nehmen wir als weiteres Beispiel den bekannten Marathonläufer: er ist in dem Augenblick festgehalten, in dem er mit ersterbender Kraft zum letzten atemlosen Sprung ansetzt und den Siegeslorbeer in der erhobenen Rechten uns entgegen streckt. Das ist eine bis ins Letzte gesteigerte Wirkungsform. Wenn der Läufer nur als ein gewöhnlicher atemloser Schnellläufer dargestellt wäre, so wäre er nicht der Marathonläufer; oder läge er zusammengebrochen nach dem Laufe da, so ginge von ihm ebensowenig die Freude und der Triumph des glücklich bestandenen Kampfes aus. So aber, in dieser auf das Letzte gesteigerten Bewegung erweckt er eine Spannung, die sich sowohl in das Vergangene wie in das Zukünftige erstreckt. Es ist ein Augenblick, der eine Ewigkeit zu enthalten scheint — die plastische Mitteilung ist zu einem statuarischen Dokument geworden.

Werke der Plastik sind recht eigentlich Freiluftwerke. Man genießt sie am reinsten, wenn man Abstand nehmen, im Bogen herumgehen, die Verkürzungen und Überschneidungen von den verschiedensten Standorten aus vergleichen kann. Wie aber die klimatische Ungunst unserer nördlichen Breiten die Werke der Wandmalerei zumeist in die Innenräume mit Witterschutz verbannt hat, so ist auch der Bildhauer bei uns mehr oder weniger auf geschlossene Räume angewiesen. Aber der anscheinende Verlust erbrachte den Gewinn, daß nun erst die profane Plastik ihre volle Kraft als raumschmückende Kunst entfalten konnte.

Die deutsche Plastik hat seit den Tagen Peter Vischers ihre Vorliebe für den Erzguß festgehalten. In jüngerer Zeit ist neben der Verwendung der Bronze eine Wiederbelebung des Eisenbildgusses festzustellen, die Vorherrschaft landfremder Gesteine scheint damit wesentlich abgeschwächt zu sein. Die Betonung und Erneuerung der einheimischen Werkstoffe ist durchaus erfreulich, denn in ihnen hat sich der plastische Bildnergeist unseres Volkes am reinsten, lebendigsten und selbständigsten ausgesprochen, seit die bemalte Holzskulptur der Gotik nur mehr in vereinzelten Schnitzschulen als Volkskunst ein stilles Leben führt. Es ist zu hoffen, daß die technische Vollen dung, mit der heute der Guß die feinsten Absichten des Künstlers wiedergeben kann, die Freunde der plastischen Kunst mehren und besonders die Sammler von Werken der Kleinkunst in ihrem Eifer bestärken wird.

DAS GEHEIMNIS

Leichthin wandeln in das Dunkle,
schwingen auf gedämpften Wellen,
bebend ahnen das Geheimnis,
das die linden Winde summen!

Was die Winde heimlich spinnen
um die nachthellwachen Sinne,
wiegt uns ein in seidenfeine,
goldbesäte blaue Stunden.

Nun ins hohe Bodenlose
steigen! Schmale Hände langen
nach dem Glanzgold still am Himmel!
Sinkend naht es! Und entschwindet!

Schaumgold fließt und täuscht die Sinne,
lockt und blitzt und blendet, nichts bleibt
als zu ahnen das Geheimnis,
das die linden Winde summen...

Das die Nächte summend singen...
Wo noch Füße taumelnd wandeln,
schlingen Nebel sich um Hände,
die, was unberührbar, greifen...

Otto Zimmermann

„Kleine Welt?“

Zum 80. Geburtstag Hermann Hesses am 2. Juli

Einstens waren die Deutschen zufrieden und glücklich, wenn man sie das Volk der Dichter und Denker nannte. Dieses noch bis zu der letzten Jahrhundertwende ausgestellte Fleißbillet ist seither in Vergessenheit geraten oder in Verruf erklärt, obwohl es nach dem Zweiten Weltkriege vom Auslande wieder präsentiert worden ist. Bei der Kontrolle der Zustände innerhalb der gegenwärtigen deutschen Literatur werden alle mit offenen Augen in eine ungewisse Abenddämmerung blickenden Kritiker sich bescheiden müssen, mit Vorbehalt zu behaupten, daß es hierzulande noch einige Denker gibt, aber sehr wenige Dichter. Sind die Dichter ausgestorben oder haben sie sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, um ihr „Amt der Beschwörung und Bewahrung“ ferne von den Menschen zu betreiben?

Damit wird ein Thema angeschnitten, das den Dichter allein angeht und mit dem er sich abzufinden gezwungen ist, wenn man ihn als „letzten“ entdeckt und um eine Auskunft bittet. Indessen ist weniger darüber debattiert worden als über ein zweites Thema, ob sich nicht wie z. Z. Goethes zwischen den Klassikern und den Romantikern heute eine Kluft zwischen zwei Kategorien von Dichtern aufgetan hätte, die sich eine geistige Atmosphäre entweder der Stubenluft oder der freien Luft als Aufenthaltsort ihrer poetischen Exerzitien schaffen und nach diesem Schema ihre Sitze untereinander und in der Literaturgeschichte einzunehmen beabsichtigen. Abgesehen davon, daß die Phantasie des Dichters nicht von einer räumlichen Einschränkung abhängt, ist es wiederum seine Sache, zu entscheiden, wann er sich nach rechts oder links zu wenden und wo er die Musen zu empfangen gedenkt, im Schatten oder in der Sonne. Wie dem auch sei, jedenfalls bietet sich mit Trennung von „großer Welt“ und „kleiner Welt“ die Möglichkeit an, dem Dichter vermittelt einer neuen, vielleicht etwas äußerlichen Methode auf einem besonderen Wege nahe zu kommen, und zudem aus diesen Begleiterscheinungen Folgerungen zu ziehen, die ihnen eine große Bedeutung für die Charakterisierung seiner Persönlichkeit sichern.

Zweifellos gibt es Dichter, die ihre „Welt“ als eine „große Welt“ oder eine „kleine Welt“ darstellen und mit der Überschrift zur Beglaubigung ihrer Individualität ein Zeichen ihrer Geisteshaltung setzen wollen. Angesichts dieser Tatsache ist es lohnend zu untersuchen, inwieweit einerseits Verstand und Erfahrung, andererseits Herz und Gemüt die künstlerische Leistung zu vollbringen imstande waren. Sobald wir von einer kleinen Welt reden, in der die Schönheit des Lebens und der Natur, ihre Genüsse, ihre Sonne, ihre Blumen vorherrschen, und von einer großen Welt, die in ihrer universalen Ausbreitung vor allem von den Mächten der in ihr wirksamen wissenschaftlichen Erkenntnisse beispielsweise der Psychologie, der Erfindungen und technischen Fortschritte, sogar den Umständen der gesellschaftlichen Klassenordnungen ihre Determinierung empfängt, dort dem Sichtbaren, hier dem Unsichtbaren

einen Vorrang einräumen, so stehen wir vor Gegensätzen und nehmen unwillkürlich Partei.

Wenn die Jugend bei dem ständigen Wechsel der klimatischen Strömungen sich nicht überlegt, unter welches Dach sie sich begeben soll, fordert dafür der gereifte, aus dem „verworrenen Dienst zur Klarheit“ strebende Mann seiner Veranlagung, seinem Temperament und seinen geistigen Bedürfnissen entsprechend für sich Rechenschaft, wohin er gehört. Als Idealist oder Realist ist er geneigt, sich dem Gefolge des von ihm bevorzugten Dichters anzuschließen, wenn er darüber nachgedacht hat, welch ein tiefer Sinn in dem ruhmvollen Klange eines Dichternamens enthalten ist, durch den er unsterblich wird. Das zwanzigste Jahrhundert hat dem deutschen Volke eine Reihe von Schriftstellern, Verfassern von Dramen und Romanen geschenkt, selten dagegen *Dichter*, jene träumenden Adoranten im goldenen Wagen Apollons, jene „Morgenlandfahrer“ nach den Palmenküsten, Oasen und Tempeln zeitloser Völkerschaften und den unerforschlichen Abgründen eigenen Seelenlebens. Der letzte, größte von ihnen ist für die Mitglieder der Gemeinde der „kleinen Welt“, die sich am 2. Juli feierlich zusammenfindet, Hermann Hesse, der Dichter.

Die anlässlich des 75. und des 80. Geburtstages Hermann Hesses im Verlage von Suhrkamp veröffentlichten Gesamtausgaben seiner Werke tragen den offiziellen Titel „Gesammelte Dichtungen“. Mit Fug und Recht. Durch die Wahl dieser Aufschrift verkündet an der Spitze ihrer sechs Bände, wie das Wappen über der Pforte eines Schlosses den Rang seiner Bewohner, das erste Blatt die Überzeugung des Autors von der rechtmäßigen Gültigkeit seiner Bestallung als Dichter.

Er wünscht, auf einem Podium zu stehen, das ihn von der Mehrzahl der in den Rubriken Schriftstellerei und Literatentum unterzubringenden, irgendwie mit der Poesie verschwägerten Scribenten trennt und einer kleinen Gruppe auserlesener Meister anschließt. Und er hat eindringlich nachgesonnen über die Aufgabe, die ihm zugefallen, und über die Verpflichtung, die er eingegangen ist, als er den Entschluß faßte, ein „Sucher zu sein, der durch die Welt in Sonne, Staub und Wind begierig tastet nach der Schöpfung Spur.“

Einige der mit ihm ungefähr gleichaltrigen Poeten haben Reden gehalten über die Erfordernisse des Dichterischen und die Stellung des mit den ihm von den Göttern geschenkten Gaben schöpferisch tätigen Dichters. Sie sind in ihren theoretischen Erläuterungen und ihren geistreichen Gedankenassoziationen tief eingedrungen in die ästhetischen Bedingungen der wahren Dichtkunst. Hesse hat infolge der ihm angeborenen Scheu vor dem Auftreten nach außen zu diesen Fragen niemals anders das Wort ergriffen als mit verschämten, empfindsamen, in eine knappe Form gepreßten Aussagen in seinen Dichtungen. Sie gehören zu den schönsten Beweisen seiner menschlichen und künstlerischen Gewissenhaftigkeit, da sie eben nicht in das Gebiet des Philosophierens übergreifen, das ihm zugänglich, aber innerlich fremd ist. Hesse ist Dichter, nicht nur weil ihm, als er jung war und ein verlegener Peter Camenzind, die geliebte Elisabeth sagte, daß er es sei „wegen seines Verständnisses und seiner Liebe für die Natur, eines Lebens in ihr, das er mitlebe“. Er ist Dichter, weil er seine Gestalten ursprünglich, als bildhafte Erscheinungen, in seiner Phantasie zu schauen und in der sie umgebenden,

von Visionen in die Wirklichkeit übertragenen Sphäre festzuhalten vermag. Auch wenn er am Ende des „Kurgasts“ versichert, daß seine „literarischen Versuche . . . eine dünne Vorahnung jener wahren Psychologie . . . , die jede kleinste Regung einer Seele zum heiligen andächtigen Schauspiel werden läßt“ seien oder in der sich und sein Lampenfieber gar köstlich verspottenden „Nürnberger Reise“ meint, er sei „ein Dichter, der im tiefsten an sich und dem Wert seiner dichterischen Bemühungen zweifelt“, wechselt er ironisch nur die Stimmungsmomente, nicht das Prinzip seiner Einbildungskraft, die magische, mit lebhaften Gefühlsreflexen strahlenförmig auf den ganzen Kosmos gerichtete Verzauberung des Daseins in Freude und Leid. Diese beiden Widersprüche, Freude und Leid, auszugleichen, mit einer weisen, von oberflächlichen Lesern öfters als spielerische Laune angesehenen Eingebung, oder sie in der Erzählung durch die Handlungen der von ihm beschworenen Geschöpfe zu realisieren — an dieser Stelle öffnet sich der Zugang in die „hinter allen Bildern liegenden Geheimnisse“ seiner Poesie. Stolz und mutig rühmt er von sich:

„Nur mir, dem Einsamen
Leuchten nachts die unendlichen Sterne,
Rauscht der steinerne Brunnen sein Zauberland.
Mir allein, mir dem Einsamen
Ziehen die farbigen Schatten
Wandernder Wolken Träumen gleich übers Gefild.“

Hier sind Töne angeschlagen, die Hölderlin und der Romantik die metrische Form abgewonnen haben, sie aber mit einer Dämpfung vortragen, die mit zunehmender Wirkung, neueren Impressionen entgegenkommend, unbeschadet naturalistischer Einnischung mit melancholischem Parlando in einer ungewissen Tragik verklingt. Nicht umsonst hat Hesse, als Dichter und Musiker gleichmäßig begabt, seinem Liebling Chopin in die Notenblätter gesehen. Die Musik hat für ihn dieselbe Bedeutung wie die Sprache, was besagt, daß seine Dichtung, namentlich seine Prosa, musikalischen Gesetzen ihre Melodie verdankt. Ein englischer Philosoph hat die These aufgestellt, daß jede echte Kunst von ihrem musikalischen Gehalt bestimmt wird. Das gilt für Hesse mit einer ihm allein gewährten Ausschließlichkeit. Wir werden darauf zurückkommen, sobald nach der Übersicht über seine literarische Entwicklung von der Schönheit seiner Sprache die Rede sein wird. In diesem Abschnitt ist unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Gedichte gerichtet, ohne sie erschöpfend charakterisieren zu wollen. In Parenthese: die Fülle der uns von Hesse geschenkten Gaben ist derart überwältigend, daß es auch einem guten Kenner seiner Werke nicht möglich ist, sie anders als in einem „abgekürzten Verfahren“ auseinanderzuhalten, um nicht die Harmonie des Ganzen zu sprengen.

Hesses Genius hat seinen Schützling in den Blumengarten der Lyrik geleitet, wo er als Freund der „kleinen Welt“, selbst ein kundiger Botaniker, beheimatet ist. Das Gebiet der Lyrik ist weit und in seinen verschiedenen Anlagen und Beeten, die auf sorgsame Pflege angewiesen sind, von ihr abhängiger als die beiden anderen Felder der Dichtung, das Epos und das Drama. Dorthin hat Hesse sich nicht begeben, keine Komödien oder Tragödien für das Theater geschrieben, aber deren Kräfte in den Szenen und Dialogen seiner Erzählungen mit einem Geschick erprobt, das den sogee-

nannten Bühnenblick verrät. Sein Verzicht auf Beifall vor der Rampe war ihm kaum ein Opfer. Der geborene Lyriker wußte um die Einheit seiner Begabung, die sich von der Jugendzeit an bis zu den letzten, seltenen Versen des Alters trotz den sie öfters verdüsternden Schattierungen während mehrerer Krisen stets in fließender Bewegung hält. Wie der Chinese Han Fook sucht er das Glück des Lebens in der Fähigkeit, „die Welt so vollkommen in Gedichten zu spiegeln, daß er in diesen Spiegelbildern die Welt selbst geläutert und verewigt besäße.“ In seinen anspruchslosen, einem plötzlichen Einfall oder einem beschaulichen Nachdenken entschlüpften Gelegenheitsgedichten, deren lyrischer, später in freieren Kompositionen auch dithyrambischer Aufbau regellos, ungebunden, unwillkürlich durch kleine Kunstgriffe, Alliterationen, Vokalisierung, neu geformte oder verfeinerte Wortbildungen ergänzt, einer reinen, natürlichen Regung des Herzens folgt, vernehmen wir aus weiter Ferne die Stimmen „nächtlichen Trosts“ und magischer Verwandlung. Wie auf Böcklins und Corinths Selbstbildnissen steht sehr oft vieldeutig der Tod mit seiner Fiedel hinter dem Sänger, nicht von einer koketten Lebensmüdigkeit herbeigeholt, sondern von einer sehnächtigen, allegorischen, auf „Wiedergeburt“ hoffenden Inbrunst gerufen, ein gegenteiliges Sinnbild zu den vom Blütenhauche des Frühlings und dem farbigen Blätterwehen des Herbstes umflorten Liedern, die Rosen und Wein, Vögel und Schmetterlinge, Wolken und Mondenglanz, Alpenföhn und Meeresbrandung verherrlichen.

Hesses lyrische Poesie, in seinen Versen lebendig strömend, in seiner Prosa magnetisch zuckend, verbindet seine Liebe zu der Natur und seine Deutung ihrer Schönheit mit der Bildersprache seiner Phantasie. Als Korrelat beider Leitmotive seiner Dichtung kommen die Beobachtungen psychologischer Symptome mit dunklen und die Neigung, „alle Formeln als Symbole und Vorlagen neuer Ordnungen wiederzugewinnen“, mit helleren Farbenakzenten hinzu. Seine Dichtung bis zu den letzten Pendelschwingungen ihrer Einheit sowie bis zu gewagtesten Spannungen ihrer Ausdrucksweise kennen heißt Liebe für den Menschen, der sie geschaffen, und Ehrfurcht haben vor der Weihe ihrer „Tapferkeit, ihres Eigensinns und ihrer Geduld“.

Die Sammlung der Gedichte, ein dicker Band von 464 Seiten, ist in sechs Perioden biographisch eingeteilt, zuerst vom Jahr 1895 bis zum Jahr 1898 und vom Jahr 1899 bis 1902, hierauf in siebenjähriger Zusammenfassung, von 1903 bis 1910 und von 1911 bis 1918, zuletzt in längerer Vereinigung von 1919 bis 1928 und von 1929 bis 1946. Die jugendlichen Versuche werden abgelöst von den ihnen noch nahestehenden ersten Oden, Romanzen, Elegien und längeren Liedern, bis etwa um die Zeit der indischen Reise der Gedankenkreis und die poetische Form sich erweitern, im Kriege und bis zur Niederlassung in Montagnola aus der Tonart in Dur in die Tonart in Moll übergehen, um endlich in den Gedichten des Schülers und Studenten Josef Knecht Ahnungen und Mahnungen in Aussicht auf eine künftige Geborgenheit des gläubigen Menschen im Lande der Poesie auszusprechen:

„Vielleicht, daß einst das Dunkel sich verliert,
Vielleicht, daß einmal sich die Zeiten wenden,
Daß Sonne wieder uns als Gott regiert
Und Opfergaben nimmt von unseren Händen.“

Mit welcher peinlichen, an Goethes Vorbild erinnernden Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Dichter Hesse arbeitet, erfahren wir aus einem Briefe: „Das Schreiben von Versen ganz aus dem Gefühl ist eine Einbildung, es gibt das nicht. Sondern man bedarf der Form, der Sprache, der Verse, der Wortwahl, und alles vollzieht sich nicht im Gefühl, sondern im Verstand . . . Von der Lyrik der Meister . . . ist alles mit größter Wahl, in strengster Konzentration geschrieben“.

Dieser Regel unterwarf er sich in den Stürmen seines Lebens nicht immer mit der gleichen inneren Notwendigkeit.

Im Sommer des Jahres 1927 erschien zu Hesses fünfzigstem Geburtstage seine Biographie, die der kurz nachher verstorbene Freund Hugo Ball verfaßt hatte. Mit allen Höhen und Tiefen des Geschicks des keineswegs leicht erklärbaren Lebens von Hesse vertraut, hat Ball in liebevoller Treue eine bis an die Grenze persönlicher Erfahrung und künstlerischen Interesses vordringende Darstellung gegeben und durch die in seinem Text vorgetragene Gesamtdeutung ihrer Individualität die Gestalt des Dichters scharf herausgehoben. Einer zahlreichen Gemeinde wurde ein Buch überreicht, das vortrefflich geeignet war, ihre Zuneigung und ihre Kenntnis zu vermehren. Das Bild, das den Mitgliedern dieser Gemeinde vor Augen stand, empfing aus der bisherigen Skizze sogleich die abgerundete Form, wurde in einer gekräftigten Profilierung übernommen und diente in den nächsten dreißig Jahren, allerdings nicht mehr für die letzten mächtigen Schöpfungen seines Geistes, als Aufforderung zur beständigen Teilnahme an den Grundformeln seines Wesens. Außer den Daten und den Bewegungen und Erregungen innerhalb der Kreise, die Hesse im Verlaufe seines Lebens gezogen hatte, besprach Ball die Voraussetzungen des Entstehens der einzelnen Werke bis zu seinem Beschluß, für immer im schweizerischen Kanton Tessin zu bleiben. Somit ist er zum besten Führer durch die aus der ersten Hälfte der poetischen Laufbahn Hesses stammenden Schriften geworden. Auch dieser Versuch, den Weg einer vielfältig ausgerichteten und dennoch einheitlich abschließenden Entwicklung von einem Standpunkte zu überschauen, der die Stationen eines nach der Vorschrift Schopenhauers „heroisch“ erkämpften Daseins im Widerscheine ihrer idealen, einer geheimen Symbolik teilhaften Sinnlichkeit zu betrachten gestattet, muß sich begnügen, die Angaben des kundigsten Interpreten in gedrängter Kürze zu wiederholen.

Fast in allen Werken Hermann Hesses finden sich Erinnerungen und Anspielungen als Dokumente seiner Erlebnisse im Elternhause und in der Heimat, dem Städtchen Calw an der Nagold, während der Schulzeit, im Kloster Maulbronn, aus dem der angehende Theologe flieht, im Gymnasium in Cannstatt und als Lehrling in einer Mechanikerwerkstätte in Calw und einer Buchhandlung in Tübingen. Von protestantischen Vorfahren abstammend, deren Familien teils im Baltikum, teils in Schwaben ansässig waren, hat er ein Erbe angetreten, dessen Last schwer auf ihm lag, bis er sich von ihr befreite. Die beiden Großväter hießen Hermann wie er, waren hochgebildete angesehene Männer, der eine Arzt in der Nähe von Dorpat, der andere anfangs Prediger in Indien und mit einer Missionsschwester aus der Gegend

von Neuchâtel verheiratet, seit seiner Rückkehr nach Europa mit Sprachstudien und Herausgabe eines Wörterbuches des Mahälajam beschäftigt. Sie haben dem Enkel Eindrücke hinterlassen, die seiner kaum zu bändigenden, von harten Erschütterungen gepeinigten, jedoch frühzeitig im Glauben an die ihm eigene dichterische Berufung reifender Natur durch das Beispiel ihrer Charakterbildung viel genutzt haben. Auch Hesses Vater verbrachte als Missionar drei Jahre in Indien, bis ihn seine angegriffene Gesundheit zur Heimreise zwang, worauf er nach Calw zur Unterstützung seines späteren Schwiegervaters, des soeben genannten Geistlichen geschickt wurde. Die Mutter, in Indien geboren, war von einem „pietistisch gefärbten Protestantismus“ ergriffen, der dem heranwachsenden, zwischen christlichen und indischen Formen der religiösen Wahrheit eingeeengten Knaben manche bittere Stunde verschaffte. Der war

„ ein wildes,
Heißes unbändiges Kind,
Voll Gelüsten und Ehrgeiz.
Leidenschaftlich brennend in Liebe und Zorn,
Leicht zu rühren und leicht zu erbosen,
Und es mußten die Eltern
Mich zu Gehorsam und Sitte
Oftmals zwingen und standen oft ratlos.“

Mühsam setzt er ihren erzieherischen Maßnahmen gegenüber seinen Willen durch. Hermann Lauscher, wie sich Hesse in seiner ersten Erzählung nennt, schildert pietätvoll ihr Aussehen („Sein schwarzer Bart berührte meine blonde Stirn und sein großes helles Auge ruhte freundlich auf mir . . . ich sehe dich noch, meine Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen Braunaugen“). Er erinnert sich an Spaziergänge mit ihnen und an heimliche Jugendstreiche, sieht sie leibhaftig vor sich, achtet und ehrt ihre Gewissenhaftigkeit des Denkens und Handelns. In solchen Ansätzen des Zwanzigjährigen, erstaunlichen Merkzeichen selbstständiger, von optischen und psychologischen Kräften gesteuerter Menschenkenntnis und Menschenliebe, deren Bedeutung trotz gewisser Schwankungen schamhafter Schüchternheit für die Beurteilung seiner früheren Arbeiten größer ist als allgemein angenommen wird — der Mythos der Mutter weist lange seine Spuren auf, bis zu den letzten Worten des sterbenden Goldmund —, erkennen wir bereits die Richtungssignale seiner Dichtung. Der Erfolg des „Peter Camenzind“, den die Mutter nicht erlebt hat, bestätigt vor der Familie und der Öffentlichkeit ihre unbestreitbare Berechtigung. Die vom Olymp des Georgekreises und dem Acheron des Naturalismus unbefriedigte, um ihren Lebensraum und dessen Ausfüllung ringende junge Mannschaft atmet auf, als sie in den Worten des neuen Herolds romantischer Herkunft Schutz Waffen empfängt zur Erfüllung ihrer Wünsche. Nun war ihr die Bahn geöffnet zum Aufbruch in die Freiheit.

Unterdessen hatte sich der Buchhändlergehilfe nach Basel begeben, wo er schon als Kind einige Jahre gewesen war, während der Vater dort Unterricht erteilte. In dieser von patriarchalischer Sitte beeinflussten Umgebung wurde er mit den Schriften von Nietzsche und Jacob Burckhardt bekannt und genoß das schmerzliche Glück eines sich in anmutigen Versen spiegelnden Liebeskummers. Am Ende seines Aufenthaltes verheiratete er sich mit einem

um neun Jahre älteren Fräulein aus edlem Geschlecht und zog nach Gaienhofen am Bodensee mit der Absicht, von nun an ein „natürliches, fleißiges, der Erde nahe“ Leben zu führen. Aber im Verlauf dieser „bürgerlichen Epoche“, wie sie Ball zutreffend nennt, regen sich, erst leise und dämmerhaft, dann laut und gebieterisch die Mächte des in Hesses seelischer Veranlagung immerfort an die Oberfläche dringenden Dualismus, deren zwiespältige Bewegung seinem Werdegange ein recht eigentlich polares Gesetz vorgeschrieben hat, die zwischen Idee und Wirklichkeit, Lebenslust und Lebensleid unstat schweifende Sehnsucht bald nach Veränderungen, Abenteuern und fernen Ländern, bald nach Berauschung, Erotik, narkotisierenden Giften, und insgeheim dennoch nach Ruhe im Sonnenscheine des „Wiesensommers“, der Musik und der Malerei.

Die Reise nach Indien im Jahre 1911 endet mit einer Enttäuschung:

„Habe auch ich des Ostens Sonne geschmeckt,
Stand verarmt, seiner Sprachen nicht mächtig
Auf dem indischen Boden, wo
Ahne einst und Eltern als Priester und Lehrer gewirkt.“

Immerhin hat sie bestimmende, der östlichen Philosophie und Dichtung verdankte Folgen auf alle späteren Züge seines Geistes und auf manche Gewöhnungen seines täglichen Bedarfs gehabt, bis zu der Erscheinung des „älteren Bruders“ im „Glasperlenspiel“ und den noch heute vor wichtigen Entscheidungen befragten Schafgarbenstengeln als Orakel des J Ging. Die Nachwirkungen dieser Aufnahme indischer und chinesischer Kultur, des Buddhismus, des Yoga, der Lehren Laotse und anderer Propheten haben in den Reden Thu Fus und Li Tai Pes in „Klingsors letztem Sommer“ einen Gipfel und in „Siddharta“ eine Erklärung der Beziehung Hesses zu ihrer relativen Wahrheit erreicht. Daß die klimatische und intellektuelle Luftveränderung die Reizbarkeit seiner Organe vor den Schäden des Krieges zu schützen und die Wallungen seines Blutes zu mäßigen nicht imstande war, mag verwunderlich sein, zeigt aber an, wie tief in seinem Menschentum als typisches Phänomen ein für seine Existenz wertvoller Kern eingelagert ist, seine von einer weichen Herzensgüte umfängene humane Gesinnung, an der festzuhalten schwierig genug war.

Bis zu der letzten Stufe der Wanderung nach dem von ferne winkenden Ziele vollkommener Einheit mit sich selbst, eines vielversprechenden „Tat twam asi“, war ihm noch manch Leid beschieden, dessen traurige, sogar schauerliche Prüfungen, schon in „Rosshalde“ erkennbar, im „Demian“ und im „Steppenwolf“ die tragische Resonanz schufen. Der Krieg trifft ihn nach einer Übersiedlung nach Bern wie mit einem Keulenschlag. Zunächst meldet er sich bei der Gesandtschaft und übernimmt die Leitung einer Abteilung für die Versorgung der deutschen Kriegsgefangenen. Ein Nervenleiden, durch Erkrankung der Gattin und des jüngsten der drei Söhne, außerdem durch andauernde Verdächtigung seiner zum Frieden mahnenden Aufrufe verschlimmert, wird mittels Psychoanalyse nach einer langen Kur von einem ausgezeichneten Arzt geheilt, dem es auch gelingt, die moralische Depression aufzuheben, die Hesses ohnehin brüchig gewordenes Gedankengebäude ins Wanken gebracht hatte. Die Tatsache, daß er die Krise mit dem Einsatz aller

ihm noch zur Verfügung bleibenden Reserven des Körpers und des Geistes zu überstehen wagt, und daß ihm der Versuch glückt, eine „Wiedergeburt“ zu erleben, stellt ihn auf eine Höhe der Selbstbehauptung und schöpferischen Vitalität, zu der keine anderen deutschen Dichter der Kriegszeit und Nachkriegszeit, von Ausländern nur Romain Rolland und Ortega y Gasset, aufgestiegen sind.

Nachdem der mit Recht über die in den Jahren der Inflation in Deutschland herrschenden politischen und wirtschaftlichen Zustände ergrimmt und über die gegen ihn in deutschen Zeitungen abgedruckten Schmähungen erbitterte Dichter Bürger der Eidgenossenschaft geworden war, verkroch er sich in einem „drolligen Palazzo“ oberhalb von Lugano: „Ich war jetzt ein kleiner abgebrannter Literat, ein abgerissener und etwas verdächtiger Fremder, der von Milch und Reis und Maccaroni lebte und im Herbst sein Abendessen in Form von Kastanien aus dem Walde heimbrachte . . . wie aus Angstträumen aufgewacht sog ich die Freiheit ein, die Luft, die Sonne, die Einsamkeit, die Arbeit.“ In der casa Camuzzi in Montagnola hat Hesse zwölf volle Jahre gehaust, allein, mit energischem Zusammenreißen seiner nach den durchgemachten Qualen in einer gesunden Reaktion wachsenden Kräfte. Die herrliche Natur ringsum schenkte ihm ein Königreich, wie es seine Wünsche stets gesucht hatten, unter dem Himmel, den Wolken, den Blumen, den Vögeln und Schmetterlingen, den Menschen einer südlichen Landschaft der holdesten arkadischen Schönheit. Dort erwachte bei zunehmender Empfänglichkeit der Sinne, in jedem der von nun an vollendeten Werke stärker ausgeprägt, eine neue poetische Regsamkeit seines erfrischten Daseins, aus dem sich seine Phantasie mit freudigen Flügelschlägen löste und von dem Bannkreise irdischer Verwirrung zu den Regionen des Märchens und der ihnen entströmenden Quellen emporschwang. Unter solchen verheißungsvollen Auspicien wurden Dichtungen wie „Siddharta“ und „Narziss und Goldmund“ geschrieben, viele Aufsätze und novellistische Skizzen verfaßt, Sammlungen älterer Literaturdenkmäler mit Einführungen herausgegeben, worin ein reiches Wissen und ein hohes Qualitätsgefühl für die Auswahl der einzelnen Beiträge zeugen.

Endlich verwirklicht sich die Hoffnung, im eigenen Hause nach horazischer Regel, abseits der „geschäftigen“ Welt einen Nachsommer zu verbringen. Einer neuen Lebensgefährtin innig verbunden, von der Hilfsbereitschaft eines Freundes mit einem dem Dorf Montagnola nahen, unter seiner Aufsicht und nach seinen Plänen erbauten Villino beschenkt, genießt Hesse ein Vierteljahrhundert verschwiegener Waldeinsamkeit, wie sein „älterer Bruder“, ähnlich gekleidet, immer um seinen Garten bemüht, in dem das Bambusgehölz nicht fehlt und wo die ermüdeten Augen geschont werden. Auf seinen Befehl trägt der als verdorrter Zweig eingepflanzte Kamelienstrauch im Frühling schimmernde Knospen und Blüten. Magische Strahlen gehen von ihm aus. Wer ihn erblickt, seinen schmalen vergeistigten Kopf mit den von einem regen Innenleben und einem nicht geringeren Maß von Erfahrung berichtenden, runenhaft gefurchten, an Porträts von Dürer oder Holbein erinnernden Zügen des Gesichts, überrascht wurde von den unhörbaren Schritten seines Gehens, denkt sofort an Prospero und dessen Zauberstab, ist beglückt, einem Menschen zu begegnen, um dessen Schläfen die Musen den

unverwelklichen Kranz der Poesie, die Göttin Athene die Krone der Weisheit und die Großen der Erde den Lorbeer des Ruhms gelegt haben.

Unvergleichlich, unvergeßlich das Erlebnis eines Besuches bei ihm, sein Gespräch ohne irgendwelche Posen, seine Bescheidenheit und heiter entsagende Gelassenheit des Benehmens. So stand einst der junge Grillparzer vor Goethe und rief aus: „Halb wie ein König, halb wie ein Vater.“ An Goethes Manen wendet sich der alternde Dichter des „Glasperlenspiels“, dessen Inhalt von einer im Geiste ersauten Provinz Kastalien und einer dort betriebenen mathematisch-musikalischen, zu pädagogischen Zwecken ausgebildeten, als Geheimsprache gedachten geistigen Übung seine Motivierung empfängt, vergleichbar den in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ der Erziehung der Jugend gewidmeten Lehren:

„Ein Gedankenspiel, dessen ich mich schon
seit Jahren beflöße,
Glasperlenspiel genannt,
eine hübsche Erfindung,
Deren Gerüst die Musik
und deren Grund Meditation ist.
Josef Knecht ist der Meister,
dem ich das Wissen um diese
Schöne Imagination verdanke.
In Zeiten der Freude
Ist sie mir Spiel und Glück,
in Zeiten des Leids und der Wirren
ist mir Trost und Besinnung.“

Zum 22. 3 1932 hat Hesse das schönste, von ehrfurchtsvoller Liebe zu Goethe erfüllte Bekenntnis abgelegt, in wenigen Sätzen mehr über den größten deutschen Dichter ausgesagt als die sogenannten Goetheforscher, die den Wald vor lauter Bäumen, die Goldkörner der Poesie vor lauter Druckerschwärze nicht entdecken. Wie Goethe im zweiten Teil des Faust zieht er die Summe seiner symbolischen Alterskunst und der Ergebnisse seiner mit deutlicher Neigung zum Transcendenten tätigen Beobachtungsgabe, was in den Disputationen des „Glasperlenspiels“ ermöglicht, den Entwicklungsprozeß zu verfolgen, dem Hesses Dichtungen unterworfen sind.

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen haben angeblich verhindert, den zweiten Band des „Glasperlenspiels“ in dem von vielen Lesern erwarteten Sinne einer Beschreibung des späteren Lebens des Kastalien und dem Orderuntreu gewordenen Magisters Josef Knecht weiter auszuführen. Diese Meinung ist irrig und wird an anderer Stelle widerlegt werden. Sicherlich haben die Eindrücke des Krieges Hesses Konstitution mit der nämlichen Wucht angegriffen und mit der nämlichen Trauer erschüttert, wie sein Vorgänger in den Jahren von 1914 bis 1918. Nachdem seine Prognosen sich bewahrheitet hatten, blieb ihm nur übrig, schweigsamer als vorher im Gehäuse seines Villino sich zu verbergen, den Federhalter lediglich in Ausnahmefällen zu ergreifen, und sich unter seinen Büchern, bei seinen Obstbäumen, das Malgerät arbeitsbereit umgehängt, eine Zuflucht zu retten. Dort erwartet er die Stunde, in der er, wenn ihm „Das große Lied der tausend Stimmen aus einem einzigen Wort, das heißt Om, die Vollendung“ erklingt, wie Vasudeva „in die Wälder, in die Einsamkeit zu gehen“ gerufen wird. Wir werden ihm dann nachblicken

wie Siddharta seinem Meister, da er „sah seine Schritte voll Frieden, sah sein Haupt voll Glanz, seine Gestalt voll Licht.“

Das Werk eines jeden großen Dichters stellt der löblichen Absicht, es als ein in seinem Umfange nicht auseinander zu trennendes Produkt zu betrachten und zu beurteilen, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Einerlei, mit welchen Hilfsmitteln und Konstruktionen diese Aufgabe auch begonnen werden mag, niemals wird gelingen, auf einen Nenner zu kommen, der alle menschlichen und künstlerischen Angriffsflächen seines Entstehens zusammenfaßt. Jugendarbeiten und Altersarbeiten scheinen sich zu widersprechen und die aus den Anfängen hervorgegangene Linie der Entwicklung zu durchkreuzen. Um so reizvoller, an einem solchen Schauspiele von Ebbe und Flut teilzunehmen und statt sich mit Schwierigkeiten abzumühen, die ein Resultat zu erreichen nicht erlauben, die vielgestaltigen Wandlungen und Verwandlungen gerade eines Dichters, den inneren Prozeß der Schwankungen seines Daseins zu verfolgen. Die Probleme, die sich aus der legitimen Beziehung zwischen ihm und seinen geistigen Gefährten ergeben, befinden sich auch unter sich in einem Zusammenhange, der aus seinen sämtlichen Eigenschaften auf seine Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft schließen läßt. Selbst wenn sie nicht bis zu ihrer letzten Bejahung oder Verneinung lösbar sind, werden sie für die kritische Beantwortung der von ihnen gestellten Fragen tauglich sein.

Diese allgemeinen Bemerkungen haben zur Einleitung in die Beschäftigung mit dem Gange der Entwicklung der Dichtung Hermann Hesses ein besonderes Gewicht. Denn ihr Reichtum enthält eine Reihe von Problemen, die nicht nur für seine Mission verbindlich sind, sondern ihn, den heutigen Einsiedler von Montagnola, als einen von den chaotischen Zuständen, welchen die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesetzt werden, infolge seiner Empfindsamkeit und seiner Humanität weltschmerzlich leidenden Fremdling auf einem nicht zum Paradiese geeigneten Erdboden kennzeichnen. Zur Abwehr hat er, zwischen Verzweiflung und Hoffnung herumgehetzt, einen mit Entsagung und mythischem Zauber siegreich beendeten Kampf führen müssen, bei dem sich seine poetischen Kräfte steigerten und stählten.

Im Besitz dieser Einsicht stehen wir unversehens vor dem hauptsächlichen unter den Problemen, die uns Hesses komplexes Wesen vorlegt. Wohl kommen daneben auch andere, geringere Probleme, ein kirchliches, ein genealogisches, ein ethnographisches, ein politisches, ein soziales, vielleicht noch ein ethisches und ein psychoanalytisches Problem in Betracht — kurzum, insgesamt Wegtafeln, die nach verschiedenen Richtungen zu einem gemeinsamen Ziele führen. Bei ihrer Fragestellung unterliegen sie jedoch gleich konzentrischen Ringen, die um einen Mittelpunkt gravitieren, der Oberherrschaft eines einzigen Kreises, dem Problem der Selbsterkenntnis, des Suchens nach beständiger Rechenschaft über die wechselnde Beschaffenheit des eigenen Seins und dessen Verantwortung, womit sich ein leidenschaftlich verwirklichter „Solipsismus“ vorstellt. In diesem Verhalten ein ausschließlich egoistisches Motiv sehen oder tadeln zu wollen, ist nicht grundsätzlich falsch, da es dafür der Beispiele genug gibt, aber bei Hesse ungehörig, weil er nicht subjektiv, wie es

bei einem ungesicherten Einblick den Anschein hat, sondern objektiv seine Person in den Raum seiner Dichtung einbezieht, wobei er gleichsam in die Haut und das Gehirn der von seiner Kunst gebildeten Geschöpfe hineinschlüpft, um sie als lebendige, mit warmem Blute getränkte Kreaturen seines Willens zu verwenden. Jede Dichtung ist ein Stück Autobiographie, jede Autobiographie ein Stück Dichtung. Der Dichter hat das Recht, seine Erlebnisse als Selbstbekenntnisse zu verwerten und nach seinem Belieben umzuformen. Dafür sind von Grimmelshausen bis zu Goethe und Gottfried Keller alle echten Poeten Kronzeugen. Hesse mit einem auserwählten Privilegium.

Hermann Lauscher und Peter Camenzind, Hans Giebenrath, der Musiker Kuhn, der Maler Veraguth, Sinclair, Siddharta und Klingsor, Narziß und Josef Knecht sind Varianten eines Prototyps, oft Masken wie die unheimlichen Grotesken Alfred Kubins oder des Belgiers Ensor, oft, je nach Stimmung und Laune bei ihrem Aufrufe, realistisch oder phantastisch gezeichnete, mit sich selbst ein Versteckspiel treibende Komödianten des Lebens, alle mehr oder weniger Verkörperungen ihres geistigen Vaters. In ihrem Munde klingen Hesses Worte und Weissagungen mit überzeugender Macht, in ihrem Herzen glüht der Funke seiner Nächstenliebe zu den Kindern Gottes. Aber mit einer Personifikation in verschiedenen Ausführungen ist ein gewissenhafter Autor nicht zufrieden, wenn er sich vorgenommen hat, seine Werke auch durch eine von seinem Ingenium erdachte, auf allgemeine Sichtbarkeit berechnete Deutung auf die Probe zu stellen. Der Romantiker Hesse, der stets nach Klarheit aller begrifflichen Unterschiede strebt, erkannte schon frühzeitig, daß er aus zwei Hälften besteht, von welchen die eine dem Leben, die andere dem Traum gehört. Diese ist nichts anderes als die ersehnte Ergänzung der ersten Hälfte, weshalb sie, da sie anfangs nur als Wunschbild existiert, erst durch die Zeugung eines Gegenspielers, eines mit den auf jener Seite fehlenden, auf dieser Seite vorhandenen Eigenschaften ausgestatteten Doppelgängers glaubhaft wirkt, eines Doppelgängers und „antwortenden Gegenbildes“, mit welchem Hinweis auf ein Wort Goethes nicht der ganze für die von Hesse geschaffenen Gestalten anwendbare Sinn, wohl aber die Kontinuität seiner Dichtung bezeichnet wird. Tasso und Antonio sind „darum Feinde, weil die Natur nicht *einen* Mann aus ihnen Beiden formte“ — ihnen gegenüber sind Peter Camenzind und Richard, der Komponist und der Opernsänger in „Gertrud“, sind Sinclair und Demian, Siddharta und Gowinda, Narziß und Goldmund, Josef Knecht und Plinio Designori mehr als Freunde und in einer geheimnisvollen Gemeinschaft als Doppelnaturen Fackelträger des platonischen Eros. Ihre Seelen verbinden sich, wie ein Ausspruch Montaignes besagt, dergestalt zu einem Ganzen, daß die Spur der Naht, die sie aneinander geheftet hat, verschwindet.

Schon haben wir den magischen Zirkel betreten, in dem sich Hesse mit seinen aus dem Geisterreiche beschworenen Idolen in absichtlicher Zwei-Deutigkeit bewegt. Er verkehrt mit ihnen in einer Gütergemeinschaft der sinnlichen und übersinnlichen Suggestion. Je älter er wird, umso enger vereinigen sie sich, aus flüchtigen Schemen gegenständliche Wesen geworden, mit allen Modifikationen seiner individuellen Lebenskräfte, deren Schößlinge sie sind, Ebenbilder oder über die Grenzen der Karikatur und der Parodie streifende Marionetten. Ironie und Humor sind in dem auf seinem Schreibtische kampff-

bereit liegenden Köcher zwei scharf zugespitzte Pfeile, die er gerne und geschickt abzuschießen liebt. Sie gehören zu einem Arsene von erheblicher Stärke, in dem die Bücher in den Gestellen an der Wand ebenfalls einen Platz haben. Ein Herrscher greift nach ihnen, kein Untertan. Es ist Sache literarhistorischer Dissertationen, zu erforschen, welchen Einfluß sie auf Hesses Dichtungen hatten, ob Jean Paul, Novalis, Eichendorff an ihrer Wiege standen, ob und inwieweit Erinnerungen an Nietzsche oder Dostojewsky für diese oder jene Fassung ihres Textes verantwortlich sind. Wer Goethes Mahnung beherzigt, den Dichter und sein Werk nur aus sich selbst zu erklären, wird gründlicher in Hesses Künstlertum eindringen als mit philologischen Bemühungen. Und wer sich in der Geschichte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts auskennt, wird ein erweitertes Verhältnis zu ihm gewinnen, wenn er den literarischen Vermögensbestand seiner Bibliothek in Montagnola mit dem Inhalt seiner Werke vergleicht, aber nicht, um gelegentlichen Übereinstimmungen nachzuspüren, sondern um von ihm zu lernen, wie man ohne die Selbständigkeit aufzugeben von großen Beispielen zu höheren Gesetzen geleitet wird.

Hesses Dichtungen soll man naiv, unbekümmert von den Verdrießlichkeiten des Tages und des „feuilletonischen Zeitalters“ lesen, um die von ihnen ausgehenden Wirkungen, namentlich die Anschaulichkeit der Erzählung, die Vornehmheit des Stils vollständig auszukosten. Von dem Dorfe Nimikon bis zu der kastalischen Schule in Waldzell, von Peter Camenzind zu Josef Knecht führt ein langer langer Weg von mehr als dreißig Jahren Dauer. Indem wir Hesse stets begleiteten, haben wir nicht selten geglaubt, uns zu verlaufen, als er dem Steppenwolfe gleichend um uns herumschlich. Wir haben uns aber wieder zurechtgefunden, sobald statt der Trommel der Angst die Geige der Versöhnung erklang und die rührenden Weisen in den Märchen vom Herrn Binßwanger und Augustus, von Anselm und Iris an der Stelle der Eulenschreie in „Gertrud“, „Rosshalde“ und „Demian“ zu unseren Ohren drangen. Als zuletzt mit der Eroica des „Glasperlenspiels“ das Finale kam und die Orgel mit allen ihren Registern einsetzte, haben wir dank dem „älteren Bruder“ eine gastliche Stätte erreicht, die uns für immer gehört. Vorhin wurde bemerkt, daß der Schluß des Erziehungsromans mit dem Tode Josef Knechts öfters ein Befremden ausgelöst hat. Die dem letzten Kapitel als Anhang folgenden drei Lebensläufe sind indessen verkappte pädagogische Belehrungen im Geiste der kastalischen Übungen, vielleicht dem jungen Tito, vielleicht uns zgedacht. Aus dem Romantiker Hesse des Lauscher und des Camenzind ist der Klassiker Hesse geworden, der wie sein Ahnherr am Frauenplan in Weimar in einsamer Demut sein Tagewerk vollbringt.

Diese Ausführungen hatten nicht bezweckt, eine Analyse des Inhalts der Werke Hermann Hesses als ein Präparat literarischer Genauigkeit zu bringen. Worauf es bei derartigen Entscheidungen ankommt, ist, daß mit ihnen nicht Kenntnis, sondern Verständnis gesucht und vermittelt wird. Von dem Begriffe des Doppelgängers ausgehend wurde daher nur unternommen, die Entwicklung als solche zu zeigen. Sie entspricht einem stattlichen Gerüst, um das der Dichter die Girlanden seiner Gartenkunst und die Teppiche seines Webstuhls hängt und über die er die Rauchfahnen seiner Opfergaben steigen läßt, wobei er Worte von zauberkräftiger Musik ausspricht. Er reinigt den Stoff,

den er gewählt hat, und veredelt ihn durch die Form und den Glanz seiner Sprache in ein leuchtendes Metall, den dämonischen Unterbau seiner Gedanken in ein Fundament von erhabener sittlicher Größe.

Mit gerechter Freude rühmen sich die Bewohner des Schwabenlandes ihrer Heimatliebe und ihrer geistigen Kräfte, der behaglich schwärmenden Phantasie und des sich oft in Grübeleien verlierenden schöpferischen Denkens. Diese Eigenschaften besitzt Hermann Hesse in einem im Gleichgewicht befindlichen Maße. Als Funktionen auch seines künstlerischen Wesens werden sie durch eine vielleicht von der west-schweizerischen Großmutter ererbte aristokratische Überlegenheit ergänzt, die sich bei seinen sparsamen Bewegungen der Hände und des Ganges bemerkbar macht und von der vornehmen Gewöhnung des Sprechens beherrscht wird. Die in Hesses Dichtungen in einer vollendeten Schönheit ausgeprägte, von der mündlichen Rede und ihren Wendungen beeinflusste Sprache, eine lebendige, natürliche und doch mit einem unendlichen Fleiß gebildete, von den Färbungen der alemannischen Mundart gestreifte Sprache gibt seiner Darstellung den hinreißenden Schwung der rhythmischen Instrumentation und den geheimnisvollen Ausdruck der seelischen Vertiefung, zwei Elemente, die sich in organischer Annäherung vereinigen. Die Erziehung im protestantischen Pfarrhause der Eltern gewöhnte den Knaben an ein gutes Deutsch, die Bibliothek des Großvaters belehrte ihn über das Handwerkszeug der großen Schriftsteller. Mit diesen Vorzügen aufgewachsen, vernahm er in der menschlichen Sprache eine weit mehr musikalische als grammatikalische Botschaft zur Förderung schon seiner literarischen Erstlinge. Sie ist bei zunehmender Aufmerksamkeit für ihre Verwendung in der Praxis ein wesentlicher Bestandteil seines Schaffens geblieben, obwohl er einsah, daß es keineswegs die primäre Aufgabe des Dichters sei, sie mit künstlerischem Geschick zu benutzen, daß ihr eine „Fülle der Gesichte“, die Vision eines „frommen Schauderns“ vorausgehen muß. Hesses Talent erreichte bei der Entwicklung seines Stils die Verschmelzung, besser gesagt die logische Beziehung der beiden Urbegriffe der poetischen Offenbarung und auf diese Weise eine Sprache, die meisterlich und vorbildlich ist. Kein Dichter unserer Zeit hat Logik und Rhythmik mit leidenschaftlicher Begeisterung in den Formen der Sprache seiner Dichtung, dem Satzbau, dem Wortschatz, dem Tempo der klangvollen, sorgsam abgestimmten Metrik so zum Ausdruck gebracht wie er, keiner so intensiv die zu ihm nicht schweisgarn Natur belauscht. Mit einem Tröpflein Drachenblut in den Adern horchte er auf den Wohllaut der Vögel im Walde und das Springen der Fische im See, wie sein geliebter „Spielmann Gottes“, der heilige Franz von Assisi, und übertrug seine Erlebnisse auf die Blätter seiner Manuskripte und die von ihm geschaffenen Gestalten seiner Träume: „Daß ich das Leben in mir zucken spüre . . . , daß meine Seele beweglich sei und mit hundert Phantasiespielen in hundert Formen sich hineinstellen könne, in Kinder und Tiere, namentlich auch in Vögel, das will und brauche ich zum Leben.“ Der kleine Pierre in „Rosshalde“ möchte wissen, wie die Buschnelken in der Bienensprache heißen und was die Rotkehlchen zueinander sagen; Goldmund hätte, wäre er ein Specht, die Spechtsprache gesprochen und gute Sachen aus der Rinde geholt.

Sind diese Sätze ein Bekenntnis zum Pantheismus? Oder sind sie Zeugnisse eines Glaubens an überirdische, als Dryaden und Oreaden den Menschen dienende Gottheiten, welchen der Dichter huldigt? Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Hesse hat immer seine religiöse Überzeugung mit einer erstaunlichen Offenheit ausgesprochen und sein Verhältnis zum Christentum wie zu den Lehren der Inder und Chinesen, letzteres am deutlichsten in den Reden Siddharts mit Buddha, überprüft. Er schreibt in einem seiner Briefe: „Und so steht mein ganzes Leben im Zeichen eines Versuchs zu Bindung und Hingabe, zu Religion. Ich bilde mir nicht ein, für mich oder gar für andere so etwas wie eine neue Religion, eine neue Formulierung der Bindungsmöglichkeit finden zu können, aber auf meinem Posten zu bleiben, und wenn ich an meiner Zeit und an mir selbst verzweifeln muß, dennoch die Ehrfurcht vor dem Leben und vor der Möglichkeit seines Sinns nicht wegzuerwerfen, auch wenn ich damit sehr lächerlich werde, daran halte ich fest . . . , weil ich ohne eine Ehrfurcht, ohne Hingabe an einen Gott nicht leben mag.“ Das ist echte Humanitas, herrliches Menschentum. Nicht Erkenntnis, sondern Liebe steht als Manifestation der erhofften Einheit im Mittelpunkt seiner die „Entwicklungsgeschichte der Seele“ in zwei Grundtypen (Fromme — Vernünftige) zerlegenden Betrachtungen.

Wir kommen auf die Sprache in Hesses Dichtungen zurück und wollen sie in aller Kürze im Hinblick auf die ihr nach der heutigen Mode fehlenden Merkmale behandeln. Unsere deutsche Sprache ist, wie schon vor einem Menschenalter ein hervorragender Kritiker, Josef Hofmiller behauptete, in einer schamlosen Inflation begriffen. Umso größer Hesses Verdienst um die Erhaltung ihrer Reinheit. Seine Schilderungen vermeiden vor allem das übertreibende Pathos der scheinheiligen Gefühlsschwelgerei, die gewisse Kreise nicht nur der deutschen Schriftsteller bis zum Überdruß begünstigen, und auf der Gegenseite die krankhafte Lust zum Ordinären, Scheußlichen, Rohen der unzähligen Kriegsromane. Sie vermeiden die manirierte Phrase, das Haschen nach theatralischen Effekten, jene verdächtigen Ausgeburten des feuilletonistischen Zeitalters, und die ermüdende Weitschweifigkeit des Details, demnach alle Stelzen und Krücken eines dem Publikum entgegenkommenden Literatentums. In Bildern und Vergleichen treffend und maßvoll, leistet sie sich mit Wortspielen und Namenspielereien ein kleines Sonntagsvergnügen und ist, ihrer natürlichen Abfassung nach eingeschätzt, in der wolkenartig dahingleitenden Form ihrer Bildung unnachahmlich. Nach außen geschliffen wie ein kunstgewerbliches Modell, gefeilt wie eine Gemme, von allen Schlacken gesäubert, klar wie ein Bergkristall wird sie von einem musikalisch vernehmbaren inneren Feuer erwärmt:

„Wie er es macht, wie er aus diesen simplen
Worten des Tages ohne Zwang und Spreizen
Dichtwerke zaubert voll von tiefen Reizen
und Silben tanzen läßt gleich wehenden Wimpeln,
Dies, Freunde, werden wir nie ganz verstehen.
Uns sei genug, mit Ehrfurcht zuzusehen.“

Ein bekanntes Gemälde des Malers Scholderer zeigt einen Jüngling, der am offenen Fenster, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, eine Geige in der Hand haltend in die Landschaft hinausblickt. So kann man sich das

Aussehen des Buchhändlergehilfen in Tübingen und Basel vorstellen. Seine Geige war ihm „ein Freund seltener Art, ein Lieblingsfreund in den Armen.“ Mit dem Spielen des geliebten Instruments kam die Freude am Studium der Werke Schuberts und Beethovens, neben Bach und Händel auch selten beachteter Komponisten wie Monteverdi oder Purcell zum Zweck einer über dilettantische Ansprüche hinauswachsenden Kenntnis sogar der Partituren auf, und weckte in seinem bildsamen Geiste eine mit der Freude an der Natur wetteifernde poetische Fruchtbarkeit. Der Klang seiner Sprache und die wechselnden Harmonien und Disharmonien ihrer Stimmungen, die vor allem im „Glasperlenspiel“ verwendete kontrapunktische Dialektik sind keine Kunstmittel des Dichters, sondern aus mächtigem musikalischem Gefühl und überschäumender musikalisch erregter Phantasie quellende Bildungen seiner Begabung, deren Probleme im vorhergehenden Abschnitt untersucht wurden. „Wäre ich Musiker“, notiert sich der Badener Kurgast, „so könnte ich ohne Schwierigkeit eine zweistimmige Melodie schreiben, die aus zwei Linien besteht, aus zwei Ton- und Notenreihen, die einander entsprechen, einander ergänzen, einander bekämpfen, einander besiegen, jedenfalls aber in jedem Augenblick, auf jedem Punkt ihrer Reihe in der innigsten, lebendigsten Wechselwirkung und gegenseitigen Beziehung stehen... diese Doppelinie möchte ich mit meinem Material, mit Worten, zum Ausdruck bringen... einen Ausdruck finden für die Zweiheit.“ Diese überaus wichtige Stelle, die im Auszuge wiederholt wurde, gibt uns als autobiographische Nachricht den Faden in die Hand, der aus den Gärten der Erfindung in die Gemächer des „alehymischen Feuers“ führt, wo unter dem Schutze der queen Mab, der „Feenwelt Entbinderin“ Shakespeares, und unter dem Patronat der Muse Polyhymnia die Zauberkünste der Herstellung wundersamer Dichtungen erprobt werden, wo der Zeichendeuter der Worte sich in der Musik „auf jene besondere Art heimisch machte, welche vom Handwerk ausgeht und eine sorgfältige Beachtung und Pflege des Sinnlichen und Technischen nicht verschmäht.“ In der legendären Person des alten Musikmeisters, einer der liebenswertesten Gestalten seiner Kunst, dem der Horizont im Abendrot des Abschiednehmens von einer freundlichen Lebensgewohnheit erglöh, hat Hesse eine symbolhafte Verklärung seines Glaubens an die heilenden Kräfte der Musik gegeben: „Wissen um die Tragik des Menschentums, Bejahen des Menschheitsgeschicks, Tapferkeit, Heiterkeit.“ Und im „Glasperlenspiel“ zieht er nachträglich aus den thematischen Erörterungen über dessen Erfindung und Nutzenanwendung und den mit gescheiter Ironie von der Gegenwart auf eine utopische, in einer fernen Zukunft befindliche Ebene projizierten, aber infolge des Verzichts des magister ludi dennoch als zweifelhafte Einrichtungen bezeichneten Gesetzen Kastaliens die Folgerung, daß in dem Dilemma zwischen Sein und Nichtsein die Begriffe der Freiheit und der Schönheit allein entscheiden, was nebenbei zu der sonderbaren Behauptung führte, daß Hesse, indem er Josef Knecht in die „große Welt“ ziehen läßt, mit seiner persönlichen Bevorzugung der „kleinen Welt“ sich selbst verleugnet und also seine Leser ein wenig zum besten gehalten habe.

„Kleine Welt — große Welt!“ Sind diese Namengebungen bei einer so doppeldeutigen Erscheinung wie Hesse gerechtfertigt? Sind sie überhaupt gerechtfertigt? Kann tatsächlich eine Welt „klein“ sein? Sprechen wir damit

nicht ein Paradoxon aus, das beim Nachdenken ein Kopfschütteln verursacht? Eine Reihe von Fragen, die wir nicht entwirren können, hängt sich der wohlbedachten Überschrift an. Eine Sammlung von Erzählungen Hesses ist betitelt „Kleine Welt“. In ihr lebt er, in ihr dichtet er. Ihm ist der Tautropfen am Grashalme, in dem sich der Himmel spiegelt, und das bunte Stäubchen auf dem Flügel des Schmetterlings, das in der Sonne funkelt, ein Sinnbild der göttlichen Allmacht und Allgegenwart. Seine hübschen Aquarelle, in gesegneten Stunden gemalt, Ausschnitte von sonnigen Gegenden im Tessin, sind Wiederholungen von Eindrücken seiner „kleinen“ Welt, eigenartig durch ihre vereinfachte Form der Komposition, auch sie unverkennbare Beweise seiner vielseitigen Veranlagung, nicht Illustrationen, sondern, musikalisch ausgedrückt, begleitende Stimmen in der Polyphonie seiner Kunst.

„Kleine Welt“ — sie bedeutet ihm Frieden, Glück, Liebe, geduldige Liebe, die „uns dem heiligen Ziele näher führt“, Liebe, wie sie auch der alte Goethe in der „Trilogie der Leidenschaft“ und in der „Novelle“ preist. *Liebe* heißt das Wort, das seine Dichtungen am häufigsten wiederholen. Wollte man Hermann Hesse auffordern, seine Meinung über die Unterschiede zwischen einer „kleinen“ und einer „großen“ Welt zu äußern, würde er da nicht mit einem listigen Schmunzeln antworten, man solle derartige überflüssige Fragen dem Belieben der Schriftgelehrten und Pharisäer überlassen! Wahrscheinlich aber würde er seinen Freunden jenen Band der Werke des Novalis reichen, in dem die Widmung steht „Der echte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen“. Diese Sentenz hat sich der junge Hermann Hesse zum Sinnspruch seines Lebens gewählt. Ihr ist er im Alter treu geblieben. An seinem Beispiel hat sie sich bewahrheitet.

Frühmorgens
steigen aus dampfenden Wassern
lautlos die Nebel

und mittags
legt sich ein Gitter von Wellen
über die Fläche

des Weiher's,
abends dann ruht er im Dunkel,
spiegelt die Sterne.

G. F. Solms

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Bald zwei Jahre nach dem Ableben von *Thomas Mann* beginnen kritische Stimmen hörbar zu werden, die das Spätwerk oder die Neuauflage der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ zum Gegenstand haben. In der altbewährten „Neuen Rundschau“ Fischers lesen wir eine Abhandlung von Fritz Strich über Th. M. und Schiller. Er beschwört den unvergeßlichen Eindruck der Stuttgarter Rede und schließt: „Die auf den ersten Blick etwas plötzlich wirkende Rückkehr zu dem so lang vergessenen Schiller ist vielleicht am besten zu verstehen, wenn man den Schiller-Essay mit dem „Versuch über Tschechow“, den russischen Dichter, vergleicht, der vorher (1954) entstanden war. Thomas Mann wurde in seinen letzten Jahren von häufigen Depressionen, von Zweifeln an der Dichtung, ja an der Kunst überhaupt befallen. Als er sich mit dem ihm bisher wenig bekannten Tschechow zu beschäftigen anfang, stieß er auf ein Wort von ihm: „Führe ich nicht den Leser hinters Licht, da ich ja doch die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten weiß?“ Dies Wort traf ihn wie kein anderes, und es wurde geradezu das Motiv, das ihn bestimmte, sich mit Tschechows Biographie eingehend zu beschäftigen. Es war die beängstigende Frage, die er an sich selber stellte, und sein „Versuch über Tschechow“ wurde ein Selbstporträt und Selbstbekenntnis. In Tschechow, der ein Arzt und ein Dichter zugleich war, sah er den Konflikt zwischen dem praktisch tätigen, sozialen Menschen und dem Künstler wie im Spiegelbilde vor sich. Dieser russische Dichter war von Ironie gegen den Ruhm, vom Zweifel am Sinn und Wert seines literarischen Tuns gequält. Er wußte, daß er auf die wesentlichsten Fragen des Lebens ja doch keine Antwort geben und seinen Lesern auch nicht die Spur einer rettenden Wahrheit zeigen könne. Er hatte keinen Glauben an die wandelnde Kraft des dichterischen Wortes, und das Leben der menschlichen Gesellschaft zu verwandeln, schien ihm der einzige Sinn menschlichen Tuns zu sein. Das mußte Thomas Mann an sich selbst gemahnen. Er hatte es erlebt, welcher Grausamkeiten der Mensch sich als fähig erwies, wie seine Würde mit

Füßen getreten und seine Freiheit geknechtet wurde, wie alles nach Wandlung schrie. Er hatte in diesen Jahren der künstlerischen Arbeit fast ganz entsagt, um sein wirkendes Wort in rettende Tat zu wandeln, und war aus dem Dichter zum Politiker und Redner geworden. Das Gewissen gebot es ihm so. Aber als der sogenannte Frieden wiedergekommen war, und die Stimme der Dichtung sich wieder erheben durfte, wurde ihm die Ohnmacht des dichterischen Wortes mit erschreckender Deutlichkeit offenbar. Es wird vielleicht in einer so schweren Stunde gewesen sein, daß ihn die Einladung erreichte, die festliche Rede auf Schiller zu halten. Aus dem äußeren Anstoß aber wurde bei der erneuten Beschäftigung mit dem Liebling seiner Jugend die innere Nötigung, sich in Liebe zu ihm zu bekennen. Denn Schiller, von dessen schwerer Stunde er einst in seiner Jugend erzählt hatte, wurde ihm nun in seinem Alter zum Retter und Helfer in eigener schwerer Stunde. Nicht daß er ihm einen neuen Glauben an die lebenverwandeltende Kraft des dichterischen Wortes gegeben hätte. Aber er weckt in ihm den eigenen, alten Glauben an die Kraft des „Dennoch“, des „Trotzdem“, des sittlichen Heroismus. In dem „Versuch über Schiller“ tönen gegenüber der düsteren Stimmung des Tschechow-Essays hellere Töne auf, so helle, wie sie kaum je in anderen Schriften Thomas Manns vernehmbar werden. Wenn es in der frühen Novelle „Schwere Stunde“ um Not und Sieg des Künstlers Schiller ging, so richtet sich nun Schiller als Freund der Menschheit und als Kämpfer für sie in seiner ganzen Größe auf, um ihr neuen Mut zu geben und die lähmende Angst zu verscheuchen. Er wird als „Seelenarzt unserer kranken Zeit“ beschworen, und ich erinnere mich dabei eines Wortes, das Thomas Mann in einem Gespräch zu mir sagte: Wenn er noch einmal zur Welt käme, würde er Arzt oder Musiker werden wollen. Aber er ist ja schon seit dem „Zauberberg“ ein Arzt gewesen, der die dunklen Krankheiten der Seele an das Licht des Bewußtseins emporhob, um sie der Lenkung des klaren Geistes zu übergeben, und er war ein Musiker,

dessen tief musikalisch inspiriertes Lebenswerk eine heilende Vergeistigung des Lebens sein kann. Schiller und Thomas Mann, zwei Dichter vom Adel des Geistes, hatten sich nach langer Trennung wiedergefunden.“ *Die Neue Rundschau* (1957, Erstes Heft).

Peter Heller, den unsere Leser durch seine satirische Erzählung „Maier“ kennengelernt haben, sieht, anhand des „Versuches über Tschchow“, den Dichter Mann „seiner unbarmherzigen Einsicht in die Erbärmlichkeit des Menschen ausgeliefert.“ Nicht bloß die Programme sind entwertet, der Glaube an die künstlerische Arbeit selber ist dahin. Oder wollen wir, so heißt es rührend und fast schüchtern im „Tschchow“ daran glauben, daß Dichtersehnsucht das Leben zu ändern vermöchte? —

Kein fester Punkt für den Interpreten: „Die Frage ‚Was tun?‘ geistert beständig auf eine absichtlich konfuse Weise in Tschchows Dichtung herum.“ Aber sie geistert ebenso in dem ‚mit tiefer Sympathie‘ geschriebenen Essay Thomas Manns über ihn. Ist Verlaß auf die Wissenschaft und ihre Wahrheit? Nein, es bedarf der Religion, der Idee. Diese erweisen sich als Gefasel. Die Wahrheit ist allein in der Kunst, aber die Kunst ist nihilistisch. „Dennoch“ arbeitet man. Wozu? Man muß das Leben ändern; aber das geht nicht, denn der Mensch ist ein ‚verfehltes Wesen‘. Man erwartet etwas von Rußland, von der Zukunft, aber es sind ja nur kleine Euphorien, die man sich da gestattet. Gibt es nichts als Materie? Prägt der Geist die Materie?

Welch ein Durcheinander. Welch eine Ratlosigkeit.

Der Generation unserer Großväter zugehörig, begriff Mann noch sehr wohl den Mangel eines ‚Gottes des lebendigen Menschen‘. Seinem Zweifel und seiner Doppeldeutigkeit folgte das Nein des ästhetisierenden Verdammten, der die völlige Isolation des ‚lyrischen Ich‘ verkündete und Gott ein schlechtes Stilprinzip nannte. Wenn die dritte Generation erkannt hat, daß imitierende Formgebung sich nur an der ursprünglichen und wirklich formgebenden Macht orientieren kann, so ist ihr ein neuer Anfang aufgetragen, dessen Gefahr eines ‚asketischen Dogmatismus‘ Mann vorher sah. Was er dem Werk André Gides prophezeite, gilt auch für das seine: es wird kaum die Gunst der nächsten Zu-

kunft finden, des Zeitalters, in das wir eingetreten sind... Aber die Zukunft ist weit, und das Zeitalter wird seine Zeit haben.“

Wird in dieser weiteren Zukunft distanzierte Liebe im Werk Thomas Manns die Züge des Leidens wahrnehmen, die Tragik seiner Ironie erkennen, die so durchdringende wie vergebliche Bitte um Erlösung hören? Wird ihr erlaubt sein, das jetzt notwendige Urteil zu revidieren und die kritische Autopsie zu verwerfen, zu der uns heute nichts anderes als die Selbstkritik Manns verhalf? *Forum* (Mai 1957).

Dr. Inge Diersen gibt Aufschluß, wie die sowjetzonale Literaturgeschichte die Dinge sieht: „Der Widerspruch, der sich zwischen den Dingen der Kunst und Kultur und denen des gesellschaftlichen Lebens aufgetan hat, treibt die Kunst in die Isolierung, die, wo sie unkritisch reflektiert wird, im Extrem zu einer Apologie der Lebensfeindlichkeit der Kunst führt, die immer die Bereitschaft in sich trägt, zu einer Apologie der gesellschaftlichen Barbarei zu werden. In der Auseinandersetzung mit dieser Kunst, so sehr er ihr andererseits verhafter ist, bewahrt er sich seine realistische Kritik. In diesem Zusammenhang sagt Thomas Mann von sich und seinem Schaffen: ‚Ich gehöre geistig jenem über ganz Europa verbreiteten Geschlecht von Schriftstellern an, die, aus der *décadence* kommend, zu Chronisten und Analytikern der *décadence* bestellt, gleichzeitig den emanzipatorischen Willen zur Absage an sie, — sagen wir pessimistisch: die Velleität dieser Absage im Herzen tragen und mit der Überwindung von Dekadenz und Nihilismus wenigstens experimentieren. Einsichtige werden Spuren dieser Richtung, dieses Wollens und Versuchs in meinen Arbeiten überall finden...‘ (Betrachtungen S. 179).

Die Frage, die von nun an im Mittelpunkt seines Schaffens steht, ist die, wie unter der Bedingung der Isolierung der Kunst, unter den Bedingungen des Auseinanderfalls von Kunst und Kultur einerseits und der politisch-ökonomischen Entwicklung des Bürgertums andererseits für den bürgerlichen Schriftsteller eine sinnvolle Existenz und für das Bürgertum eine Bewahrung, beziehungsweise Wiedereroberung seiner eigenen Traditionen und Fortschrittlichkeit noch zu ermöglichen ist. Die Fragestellung als solche, da sie innerhalb des Bereiches der

bürgerlichen Klasse bleibt, schließt zwar die Möglichkeit einer echten Lösung von vornherein aus, läßt Thomas Mann aber nicht nur zum Kritiker der Dekadenz in der Kunst, sondern schließlich zum konsequenten Kritiker seiner eigenen Klasse in den verschiedenen Bereichen des gesamten Lebens werden.“ *Weimarer Beiträge* (1957-I, Arion Verlag, Weimar).

Kunst, Literatur und Wissenschaft aus Frankreich vermittelt im fünften Jahr die Zeitschrift *Antares*, die im Hamburger Bluehert Verlag erscheint. Der uns vorliegende Jahrgang 1956 bietet den Eindruck einer temperamentvollen Revue, die mit Geschick der guten Sache dient. Die Unterrichtung des deutschen Publikums über den französischen Nachbarn war vielleicht seit den Tagen der französischen Hegemonie nicht mehr so aussichtsreich wie heute. Die machtpolitischen Gegensätze sind ausgeräumt, und wenn auch das Übergewicht des Anglo-amerikanischen in Politik und Kultur die französisch-deutschen Beziehungen etwas in den Hintergrund rückt, so darf man doch für die Zukunft hoffen. So sollte zum Beispiel der Französischunterricht an den deutschen Gymnasien zu beleben sein, auch wenn das der augenblicklichen Tendenz zuwiderläuft. „Antares“ ist das rechte Organ, derartige Bestrebungen zu unterstützen. Neben namhaften Franzosen gehören so hervorragende Francophile wie H. Kesten, W. Fabian, O. F. Bollnow und K. A. Goetz zu den ständigen Mitarbeitern.

Die lebhaft redigierte Zeitschrift *Baden* widmet ein Sonderheft den *Schulneubauten* in Karlsruhe. Das Beispiel, das diese Stadt gibt, ist imposant, weil es zeigt, daß in einer gutgeführten Gemeinde, der es an bürgerlichem Geist nicht fehlt, die Sorge für die Erziehung nicht hinter anderen kommunalen Aufgaben zurückstehen muß. Natürlich sind die Verhältnisse noch weit vom Ideal entfernt, aber die Zahl und Beschaffenheit der Neubauten zeigt wie richtig der eingeschlagene Weg ist. Einen besonderen Reiz bietet die „Gesetze des Lyceums zu

Karlsruhe 1824“, die als Kontrast zu den vielen Abbildungen hochmoderner Bauten in dem Heft nachgedruckt sind. Außerhalb des Gebäudes galten die „Sittengesetze“ wie § 6: „Den jüngern Schülern werden alle wilden lärmenden Spiele auf der Straße und auf öffentlichen Plätzen der Stadt, den ältern aber alles, was sie zur niedrigen ungebildeten Volksklasse herabwürdigen würde, als Singen, Lärmen, nächtliches Umher-schweifen etc. untersagt, das schon an sich mißrätliche Tabakrauchen auf offener Straße in der Stadt, und das sichtbare Tragen von Tabakspfeifen wird bestraft.“

Innerhalb des Lyceums aber hat man sich nach den „Schulgesetzen“ zu richten: „§ 23. Keiner soll den andern stoßen, drücken, necken, ihm zur Aushülfe oder sonst in die Ohren flüstern, ihn auf irgend eine Art in der Aufmerksamkeit muthwillig stören, ihm etwas an den Büchern oder Kleidern verderben.“

Und den Lehrern, für die wieder eine eigene Instruktion gilt, wird u. a. zur Pflicht gemacht: § 5. „So wie sich der Lehrer vor dem so schändlichen Weichlichthum, und vor der Spielerei beim Unterricht zu hüten hat, eben so wird er sich's zur heiligen Pflicht machen, bei oft gereiztem Unmuth, sich vor den Ausbrüchen aufgeregter Leidenschaft sorgfältig zu hüten. Zwar nenne er den Ungezogenen, Trägen, Lügner, Boshaf-ten, mit dem Namen, den er verdient; aber er entehre sich nicht durch auffahrendes, ausgesuchtes Schelten und mache sein Herz nicht verdächtig durch bitteren Spott und beißendes Spötteln, was nie Besserung bewirkt, und nur das Zutrauen aller, worauf so unendlich viel ankommt, schwächt. Nie darf es der Lehrer vergessen, daß sein Verhältniß zum Lehrling eigentlich von der Art ist, daß dieser, wie sehr er auch sich verfehle, ihn persönlich doch nie beleidigen könne, und daß also alle Strafmittel nur Erziehung, nie aber zur Erlangung von Privatge-nugthuung wirken sollen und dürfen.“

Harry Pross

Akropolis

Intermezzo aus dem Roman „Franziska“

Eine merkwürdige Unruhe hatte die Passagiere befallen. Nur wenige lagen noch auf den Deckstühlen. Man drängte an die Reling, als ob etwas Besonderes zu sehen gewesen wäre.

„Soeben wird der Taygetos sichtbar, —“ sagte Griet. — „Sehen Sie dort, am Horizont. —“ Er wies mit der Hand nach Norden, wo ein schmaler Streifen rötlichen Gesteins in der Sonne aufleuchtete. — „Griechenland!“

„Griechenland —“ sagte nun auch Franziska, auf das Gebirge blickend, das langsam vorüberzog.

„Ja, Griechenland“, — wiederholte Griet. — „Noch einmal grüßt uns Europa, dort, wo es am ehrwürdigsten ist. Die Geschichte der Menschheit rollt vor uns auf. Immer tiefer dringen wir hinein in die Vergangenheit.“

Man blieb nun auf Deck. Niemand kümmerte sich um den Lunch. Die Erregung unter den Passagieren wuchs von Minute zu Minute. In weitem Bogen umsteuerte das Schiff den Peloponnes und drang entlang den von Geschichte und Sage so verklärten Gestaden allmählich in die Ägäis ein.

Die Menschen auf Deck wurden immer gesprächiger. Jeder wußte etwas vorzubringen; in jedem regte sich irgend eine Erinnerung aus früherer Kindheitsphantasie. Man hörte Namen nennen von Burgen, Orten und bedeutenden Männern der Vorzeit wie Mykenä und Agamemnon, Aulis und Iphigenie; man redete vom Trojanischen Krieg, von Achilleus, Helena und Menelaos, und einige fingen an, griechische Verse vorzutragen: ein' Odysseus Laertiades — Immer mehr entzündete sich die Phantasie an dem auf einmal lebendig gewordenen Geist der Antike. Es war, als segelte man auf einer Triere der Flotte des Themistokles geradewegs hinein in die Salaminische Schlacht, in ein versunkenes Märchenreich.

Übergossen vom Licht der langsam sich neigenden Sonne tat sich in der Tat eine märchenhafte Schönheit vor ihnen auf, angefüllt mit einer nie gekannten Helligkeit und Klarheit aller Linien, aller Konturen, daß man das Fernste glaubte mit Händen greifen zu können. Dem trunkenen Auge offenbarte sich eine Welt von solcher Großartigkeit, wie man sie nie gesehen hatte, umspült von einem Meer, das in den unwahrscheinlichsten Farben glühte, und überwölbt von einem tief blau erstrahlenden Firmament, vor dem die Berge wie Kupfer leuchteten und der Marmor wie blendender Schnee; und weiß wie Schnee brach sich auch am Fuß der Vorgebirge die heranrollende Brandung.

Kap Sunion tauchte auf, die äußerste Spitze Attikas. Vom Gipfel herab schimmerten die marmornen Säulentrümmer des Poseidontempels. Jetzt bog das Schiff in die Saronische Bucht ein. Das köstlichste Kleinod, das Juwel dieses Landes breitete sich nun vor ihnen aus; zur Linken die Insel Ägina; vorschiffs das unsterbliche Salamis; zur Rechten öffnete sich den Blicken die

attische Ebene, in weitem Halbkreis eingeschlossen von den Höhenzügen und Felsgraten des Hymettos und des Pentelikon und, vor diesem emporschießend, der spitze Kegel des Lykabettos. Im Nordwesten schloß der Parnes den mächtigen Bogen, aus dessen Rund die Stadt der Städte aufleuchtete, das uralte Athen, überragt und beherrscht vom Fels der Akropolis. Die Säulen ihrer Tempel, des Parthenon und der Propyläen glänzten in blendender Weiße über die Ebene hinweg bis weit hinaus aufs Meer.

Ganz still war es an Deck geworden. Ergriffen standen die Passagiere an der Reling, in Schauen versunken. Selbst als das Schiff schon in den Piräus eingelaufen war, standen sie noch da, und erst als die Sirenen zu blasen angingen, eilten sie in die Kabinen, packten in Hast und Eile ihre Koffer und schafften sie an Deck. Und dann, — nach der Ausschiffung, — war plötzlich eine neue Wirklichkeit da: Zollbehörde, Paßkontrolle, Bahnstation und ein Gewühl von Levantinern, die über die Ankommenden herfielen und ihnen in vier oder fünf verschiedenen Sprachen, in allen mit gleich geläufiger Zungenfertigkeit, ihre Dienste anboten.

Die kleine Gesellschaft, die sich um Pieter und Franziska gesammelt hatte, beschloß, auch während ihres Aufenthaltes in der Stadt beisammen zu bleiben. Auf gemeinsamer Fahrt von Amsterdam nach Indien begriffen, war man sich inzwischen freundschaftlich näher gekommen und darüber einig geworden, in Athen die Reise zu unterbrechen. Griet, der große Schauspieler, wollte für seine neue Rolle als Buddha eingehende Studien in Indien machen; Dr. Tafelkruijer reiste in Regierungsauftrag zur Bekämpfung einer Seuche nach Soerabaja, und Franziska hatte ein Engagement als Pianistin auf die batavischen Inseln; in ihrer und Pieters Gesellschaft befand sich noch Julia, beider Sekretärin. Nun also war man im Piräus von Bord gegangen, um Athen zu sehen. Pieter erkundigte sich im Reisebüro der Station nach einem Gasthof. Man empfahl ihm das Hotel Philadelphia, das, unweit der Agora gelegen, als sauber und gutgeführt bekannt wäre. Pieter notierte sich die Adresse, und dann saß man im Abteil des Zuges, der nach Athen hineinfuhr.

Es ging vorüber an den langen Mauern des Themistokles und durch den heiligen Hain des Kephissos, durch blühendes Gartenland. Endlich war man am Ziel und bald darauf im Hotel. Der erste Blick bestätigte durchaus die angepriesenen Eigenschaften. Sauber waren Zimmer und Halle. Man war froh, so vortrefflich untergekommen zu sein in einer Stadt, die selbst Pieter, dem Weitgereisten, noch fremd war. Weder er, noch der Doktor, noch Griet, — von den Damen ganz zu schweigen, — waren je in diesem Land, in dieser Stadt gewesen, und so waren sie alle gleich erwartungsvoll und aufgeschlossen den Dingen und Ereignissen gegenüber, die sich ihnen hier zeigen würden.

Inzwischen war es fast Abend geworden. Nachdem man sich gewaschen und umgekleidet hatte, saß man bei einem Imbiß in der Halle beisammen und beriet, was man noch unternehmen könnte. Man fragte den Kellner, der sie bediente. Sofort erging der sich in empfehlenden Reden und genaueren Beschreibungen der einzelnen Sehenswürdigkeiten. Die Akropolis sei etwas für den hellen Tag, sagte er. Jetzt, um die Zeit der sinkenden Sonne, müsse man auf den Areopag hinauf. Er sei ganz in der Nähe, gleich hinter der Agora und in kaum zehn Minuten zu erreichen. Ein unvergleichlicher Rundblick über Stadt und Land böte sich dort.

Man beschloß also, den Areopagfels zu besteigen. Rasch brachte man den Imbiß zu Ende und brach auf. Vorüber an den Ruinen der Attalosstoa und den Säulen des Marktttores überquerten sie die Agora und waren nach kurzem, steilem Anstieg auf der Felsplatte angelangt.

Es war in der Tat ein überraschender Ausblick, der sich hier vor ihnen öffnete. Eine überwältigende Fülle unbeschreiblicher Schönheit umgab sie, und lange sagte keiner ein Wort. Schweigend sahen sie über die Ebene hin bis ans Meer und über das Häusergewirr, das um den Lykabettos emporwuchs. Wie leuchtendes Gold strahlten die Säulen des Theseustempels zu ihnen herauf; und hinter ihnen, von der sinkenden Sonne feuerrot übergossen, reckte sich der Fels der Akropolis empor.

Vor solcher Majestät des Schönen, des Erhabenen versagte sich einem jeden von ihnen das Wort. Stumm schauten sie hinab und hinauf. Plötzlich aber begann es in Griet zu arbeiten. Ein Gedanke, — man sah es ihm an, — hatte in ihm Raum gewonnen und drängte ihn, sich zu äußern. Es war, als habe der genius loci ihn erfaßt. Eine eigenartige Verwandlung geschah mit ihm: wie memorierend begann er auf der Felsplatte hin und her zu gehen, immerwährend mit sich selbst redend, als bereite er sich auf eine neue Rolle vor. Plötzlich blieb er stehen. Er erhob die Hand mit einer großartigen, das gewaltige Panorama umfassenden Geste und begann: „Hier, meine Freunde, stehen wir an einem denkwürdigen Ort, dem denkwürdigsten vielleicht der ganzen Erde. Niemand, glaube ich, kann der Verwandlung widerstehen, die hier mit ihm geschieht —“

Julia und Franziska nickten eifrig, und der Doktor rief: „Gut so. — Nur weiter.“

Abermals hob Griet die Hand und führte sie in weitem Bogen herum. — „Niemand, sage ich, kann sich dem Geist dieses Ortes entziehen. Berauschend erfüllt er ihn mit dem Trank der Erinnerung. Was ist dieses Land? Was war es einst? — Zeuge des erwachenden europäischen Geistes, Nährboden der ersten europäischen Kultur. Dort drüben in Argos gründeten die ersten Einwanderer, die aus Ägypten und Kleinasien kamen, die uralten Burgen und Städte, die ersten auf europäischem Boden, Tiryns und Mykenä, und nur das noch ältere Theben der Phönizier entzieht sich hier unserem Blick, verdeckt durch den Parnes. Hier aber, wo wir stehen, auf diesem Fels stand einst Orest, von den Erinnyen verfolgt, Recht suchend vor dem Areopag der Stadt des Theseus, dessen Tempel zu uns heraufleuchtet. Athene selbst, die dort von der Akropolis herniederblickte, warf die entscheidende Kugel in die Waagschale.

Welch ein Ort, und welch eine Welt von Schönheit um ihn her! Welch reizvoller Wechsel von Bergen und Tälern, von Land und Meer! Dort, vor der Bucht von Eleusis, aus der flammenden Meeresglut emporsteigend, das stolze Salamis; und in der Ferne, den Horizont begrenzend, die Berge von Megara und Argos, überragt von Akrokorinth — Fürwahr, ein einzigartiger Ort. Und hinter uns die herrlichste Burg aller Völker und Zeiten, die unsterbliche Akropolis; der Parthenon zwar verdeckt durch den Niketempel, aber das Erechtheion blickt zu uns herab und die gewaltigen Säulen der Propyläen. Hier hinauf zog an den Panathenäen der Zug ins Heiligtum der Athene, vor ihr Bild, das Phidias gestaltet hatte aus Gold und Elfenbein.

Dort unten die Agora. Dort lauschte das Volk dem weisen Sokrates. Jenseits des Keramaikos der Hain des Akademos, in welchem Platon lehrte; wo die orphische Seele den olympischen Mythos überwand; und dort, am Fuße des Lykabettos, das Lykaion der Peripatetiker, die Wiege der aristotelischen Wissenschaft und Logik; und jenseits der Burg das alte Dionysos-theater, wo die Tragödien des Äschylos, des Sophokles und des Euripides und die geistvollen Satiren des Aristophanes zum ersten Male aufgeführt wurden — Welch ein Ort! Wahrlich, der Mittelpunkt der Welt. —

Aber weiter, meine Freunde. — Dort unten die bunte Halle der Stoa, und drüben, am bienenumschwärmten Hymettos, die lachenden Gärten Epikurs. — Und einer stand hier, auf diesem Fels, und weinte. Ämilius Paullus, der siegreiche Römer. Tränen sollen ihm über das rauhe Kriegerantlitz gelaufen sein beim Anblick der Akropolis. Der Geist hatte gesiegt über die rohe Gewalt, über die Macht.

Und eines Tages kam ein anderer Mensch dieses Weges, ein Mensch, den niemand kannte, ein Jude, Paulus. Er stieg, wie wir soeben, von der Agora her hier herauf auf diesen Felsen und predigte den erstaunten Griechen den unbekannten Gott, dessen Altar er in der Stadt gesehen hätte; und aus dem Eros wurde Agape und aus dem Logos jener Gott, der Fleisch geworden war, der seine Menschenbrüder segnete mit den Worten: Pax vobiscum — Friede sei mit euch — Doch ward auch dieses Wort bald mißgedeutet, wie alles Edle in der Welt, und aus dem Frieden wurde Krieg, und aus dem unbekannten Gott ein sehr bekannter; seit Konstantin trug man das Kreuz dem Kriegsgeschrei voraus und rief: in hoc signo vinces, nicht mehr: habeas pacem. —

Die Götter droben in den Tempeln wankten und sanken endlich ganz dahin. Byzanz beherrschte die Welt. Der Geist der Alten starb in den Klöstern dort am Hymettos, und alle Kunst erstarrte zu Ikonen. Und aus Byzanz wurde Rom, und aus der Liebe Feuer und Schwert, und aus der Menschenwürde Intoleranz und Inquisition. Und eines Tages trugen die Mongolen neuen Krieg ins Land und machten aus dem Parthenon ein Pulvermagazin; und während drüben in Florenz das Abendland sich auf sich selbst besann und neu geboren wurde aus dem Geist dieser Stadt und aus der Erinnerung an diese Trümmer hier, tobte ein nicht enden wollender Kampf um diese Stätte, bis jener lüneburgische Leutnant des Grafen Donnersmark in venezianischen Diensten die brennende Lunte ins Pulvermagazin der Türken warf; da barst das herrlichste Bauwerk der Welt in tausend Fetzen auseinander; die Furie des Krieges hatte es vernichtet.

Und was wird morgen sein? Was, sage ich, wird morgen sein? — Krieg, Greuel der Verwüstung und Zerstörung, Gewalt und Macht. Die Menschheit wird nicht klug. Und ewig sinkt alles Große, das Menschen schufen, wieder dahin, zerstört von eben jenen Menschen, die es schufen. Wahn, Wahn und Verblendung überall. —“

Während der letzten Worte Griets war die Sonne hinter der Bucht von Eleusis versunken und über dem fernen Feld von Marathon der Mond heraufgekommen. Violette Nacht hüllte die Trümmerwelt in gnädigen Dunst. Das sanfte Silberlicht des Mondes verwischte alle Risse und übertünchte alle Wunden in dem marmornen Gebälk der Tempel. Die Szenerie ringsum vollendete sich zu einem Traumbild schwerelosser Märchenpracht.

Griet war verstummt. Niemand sagte ein Wort. Ergriffen standen sie noch lange, berauscht und trunken, bis sie sich endlich losrissen aus der Verzauberung und vom Fels hinabstiegen. Und hinter ihnen versank die Welt der Götter und Tempel wie ein erhabener Spuk in der warmen Sommernacht.

Als sie die Agora wieder überquert hatten, gerieten sie immer tiefer in die Stadt hinein, und je weiter sie darin vordrangen, desto bunter wurde das Gewühl, desto lauter der Lärm. Dort, wo die Straße des Hermes sich mit der des Äolus überschneidet, war es am schlimmsten. In modischer Kleidung letzten Schnitts bewegte sich eine lebhaft gestikulierende Menge über die Bürgersteige, zwischen denen unübersehbare Reihen laut hupender Autos dahinbrausten; in den Schaufenstern großer Kaufhäuser wurde das Neueste aus Paris und London gezeigt, und aus den Fenstern der Restaurants drang lärmende Jazzmusik.

Griet schob sich durch die Menge wie ein Geschlagener, und Julia bemerkte: „Es ist, als wäre man nicht mehr in Griechenland. Das hier könnte in Amsterdam sein, oder in Brüssel, in Paris. —“

„Niemand liebt auf die Dauer Trümmer“, sagte der Doktor, „wenn sie auch noch so erhaben sind. Über sie hinweg geht das Leben weiter.“

„Illusionen zerplatzen wie Seifenblasen“, sagte Griet bitter. „Die Landschaft des Geistes ist verödet und eine Wüste menschlichen Wahns.“

„Das Schöne existiert nur in unserer Phantasie“, versetzte der Doktor. „Das Volk will leben und sich amüsieren, nichts weiter. Panem et circenses. —“

„Sie wissen nichts von dem, was uns bewegt“, meinte Julia. „Sie sind zu bedauern. —“

„Ach was, bedauern“, rief der Doktor lachend. „Sie wollen nichts davon wissen und halten uns für alberne Narren. Tanzen wollen sie und Geld verdienen, wie überall in der Welt. Ich wette, nicht einer unter ihnen versteht etwas von Archäologie. —“

„Und alles Glück ist Wahn“, beschloß Griet das Gespräch. „Immer wieder erwacht man aus ihm zum Leid der Erde. Beides muß man überwinden.“

EINEM URALTEN ABGELAUSCHT

Der Widerschein vom Brande unsrer Welt
Dringt durch das schwerstverhangene Gezelt
Bis in des Herzens allerletzte Leere.
Am besten wäre,
Man stellte solcher Zeit ein Bein
Und schliefe ein.

Henry Shelness

Der Kommandant

Ein Renaissanceporträt

Der Name Boldrino ist vergessen. Historiker mögen ihn noch in einer Chronik finden, aber ganz am Rande als den eines Mannes, dessen kriegesisches Handwerk den blassen Schrecken ausstreute. Dieser Schrecken lief vor ihm her und folgte ihm, in seiner fatalen Glorie ritt Boldrino über die Felder Italiens, ein harter Hauptmann und Plünderer, der sich demjenigen verschrieb, Fürst oder Staat, der den höchsten Preis bot, sein Herz schlug für den Kampf, den Ruhm, das Geld, vor allem für das Geld. Ein Condottiere also wie Gattamelata oder Colleoni, wie Malatesta oder John Hackwood, und doch nicht ganz so; denn es fand sich nicht wie für diese eine Künstlerhand, die ihn idealisiert der Nachwelt nahebrachte. Doch hat er bewiesen, daß er wohl wild zu leben, aber auch in Größe unterzugehen wußte.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts raufte sich der Herzog Visconti von Mailand und Papst Urban VI. um den Besitz der Romagna. Es ging nicht um eine edelsteingeschmückte Krone; der romagnolische Boden ist der fetteste in Italien, und wer das Öl, den Weizen und den Wein hat, besitzt mehr als Diamanten. Visconti führte seine Sache selber, Seine Heiligkeit aber konnte nicht gut das Schwert der Christenheit eigenhändig in Christenleiber stoßen. Deshalb kaufte er sich den berühmtesten Boldrino, und da er gut zahlte, kaufte Boldrino sich die verwegensten Leute, die er in Italien auftreiben konnte. Durch die Romagna zog er nach Nordwesten. Die Dörfer wurden zu Brandfackeln seines Weges, die Bauern hingen an den Bäumen, und die Beutewagen kamen vor lauter Lasten kaum noch mit. Kundschafter hatten berichtet, daß der Herzog ein Lager bei Panicale bezogen habe mit schönen Zelten und einem dem Reichtum Mailands würdigen Troß. Das würde die Schlacht sein und die Beute. Die Kundschafter wurden wieder vorausgejagt. Bei ihrer Gefangennahme vermochten sie nur auszusagen: „Boldrino ist im Anmarsch, Boldrino!“ Da wirklich nichts weiter aus ihnen herauszupressen war, hängten die Mailänder sie auf, aber der Boldrino-Schrecken saß ihnen in den Gliedern. Mehr hatte er nicht gewollt.

Das Dörfchen Panicale tauchte auf, noch friedlich unangetastet unter schwerer Sommersonne, auf einer mäßigen Anhöhe dahinter, einer anmutigen leicht bewaldeten Hügelkuppe, schimmerten weiß und sauber die Zelte der Mailänder, und an ihren Spitzen flatterten die Wimpel des Visconti. Der Apennin war nur eine blasse Linie im Süden. Boldrino pflanzte sich auf einer anderen Anhöhe auf mit weniger weißen, weniger sauberen Zelten und hisste die päpstlichen Wimpel. Panicale lag zwischen ihnen, über das Dorf weg blickte einer dem anderen ins grimme Lagerantlitz und wartete auf den Angriff. In der Nacht nach seinem Eintreffen ließ der Condottiere eine Anzahl Stiere, brennende Strohbüchel zwischen den Hörnern, ins Tal jagen, ein

Rezept der Verwirrung, das er den alten Römern abgesehen hatte. Die Feimen flammten, die Hütten fielen in Trümmer und Asche. Er machte tabula rasa zwischen den Fronten. Aber es war noch nicht der Angriff.

Am dritten Morgen stand Boldrino vor seinem Zelt. Die Posten waren verteilt, die Truppen auf Pikett gestellt, aber die Hitzewellen noch nicht hereingefallen. Aus den Feldern stiegen die Lerchen, er beobachtete ihr Empортаumeln. Hörte er sie? Lächerlich, das zu denken. Und doch tat er es, er folgte ihnen zum Himmel, bis er sie nicht mehr sah. Sonderbarer Anblick: ein nachdenklicher Boldrino. Er war großgewachsen und überaus hager, die Arme pendelten kraftlos aus nachgebenden Schultern herab, die Haut faltig und gelb, in den Augen zuckten fiebrische Lichter.

Seit Tagen, schon seit dem Aufbruch aus Forlì, fühlte er sich elend, er hatte schlapp auf dem Gaul gehangen, so daß sein Begleiter Marco einen Wagen vorgeschlagen hatte. Seine Antwort war ein Fluch durch die Zähne gewesen. Nein, es stand schlecht, er wußte, daß der Feind, der in seinen Eingeweiden bohrte, nicht bereit war, ihn wieder zu verlassen.

Endlich fiel der Blick. Da sah er von Osten her, aus einem dünnen Streifen Bodennebel, einen Reiter herangaloppieren, einen einzelnen. Als er aus dem Nebel heraus war, verlangsamte er den Ritt, er schaute fragend erst zu den Mailändern hinauf, dann zu den Päpstlichen. Boldrinos Leute schielten ihren Kommandanten an, es wäre ein Spaß gewesen, die fremde Maus zu jagen, ein Scharmützel hätte entstehen können und vielleicht der Anfang des Kampfes, auf den sie brannten. Boldrino gab kein Zeichen.

Der Mann auf dem Pferd trug eine rote Jacke, einen breiten höchst unkriegerischen Federhut und am Gurt einen unmäßig langen Degen, es war mehr ein Degen mit einem Mann daran. Aus dem mailändischen Haufen lösten sich jetzt drei Reiter, sie schlugen, wobei sie schon ihre Degen zogen, einen Halbkreis um den Fremden. Der war durchaus nicht faul, wich auch nicht aus, er hatte das lange Ding an seiner Seite ebenfalls hervorgeholt und stach mit einer Wendigkeit, die ein Soldatenaugen entzücken mußte, zwei Angreifer ab; der dritte floh. Ehe von den Zelten Viscontis her Hilfe kommen konnte, hatte er zum Galopp auf die Anhöhe der Päpstlichen angesetzt.

„Recht brav“, sagte der Kommandant. Aber er wartete nicht, bis der Reiter heran war, der Lärm in seinen Eingeweiden krümmte ihn zusammen. Er warf sich im Zelt aufs Bett. Erst nachdem der Anfall vorüber war, eine Viertelstunde später etwa, verlangte er den Fremden zu sehen. Die Zeltbahn wurde auseinander geschlagen. Ein Knabe trat ein, es war ein Knabe in roter Jacke, mit viel zu großem Federhut und mit dem lächerlich schleppenden Degen am Gurt. Er wäre ein hübscher Bengel gewesen, wenn er nicht eine unförmige Raubvogelnase gehabt hätte, die das ganze Gesicht überwucherte. Aber sonst: gut gewachsen, breite Schultern, kräftige Hände. Boldrino studierte ihn genau von oben bis unten. „Woher hast du dieses Mordsding von einem Metzgermesser?“ fragte er.

„Ich habe es meiner Mutter weggenommen.“

„Das ist nicht gerade ein Weiberinstrument.“

„Meine Mutter hat die Schlafkammer voller Degen, Piken, Äxten. Auch meine fünfzehn Schwestern verstehen damit umzugehen.“

„Eine tolle Familie. Und der Federhut?“

„Den habe ich dem Herrn von Barbiano gestohlen.“

„Wie heißt du?“

„Attendolo, Muzio Attendolo.“

„Und wem gehört das Pferd?“

„Das ist nun wirklich meins.“

„Was willst du hier?“

„Unter Boldrino kämpfen und Condottiere werden.“

„Großartiger Gedanke. Wie alt bist du?“

„Dreizehn.“

„Aus dir kann was werden. Aber Kinder fangen in der Schlacht an zu weinen. Wenn ich dich nicht nehme, läufst du dann zu Visconti?“

„Du wirst mich nehmen, ich weiß es. Den Visconti mag ich nicht.“

„Hast du Angst, er hängt dich auf, weil du ihm zwei Reiter niedergestochen hast?“

„Vielleicht hats ihm gefallen, und er denkt: den kann ich brauchen.“

„Hast du Hunger? Kinder haben immer Hunger.“

Der Knabe klopfte gegen seine Tasche, er hatte Äpfel und etwas Brot. Boldrino winkte, er solle sich entfernen. Muzio ging noch nicht. „Und jetzt wirst du mich aufhängen lassen?“

„Warum?“ „Man sagt, du machst kurzen Prozeß mit Spionen.“

Der Kommandant lachte nun doch, trotz der Schmerzen. „Wie Spione aussehen, weiß ich, mein Junge, ich habe genug in meinem Dienst.“ Er wollte noch etwas sagen, aber der Feind biß wieder in den Eingeweiden. „Ich werde dich rufen lassen.“ Der Junge gefiel ihm. Er dachte an seinen eigenen Anfang, er war nicht viel älter gewesen, man hatte ihn auf ein Pferd gesetzt und ihm eine Lanze in die Hand gegeben, das andere war von selber gekommen, nur weil er sich nicht hatte klein schlagen lassen.

Der Knabe ging, der Arzt kam. Es wurde Abend, die Offiziere wurden gerufen, es wurde Nacht, Lagerfeuer flackerten auf, und Wachen patrouillierten hin und her. Muzio, der vierundzwanzig Stunden im Sattel gesessen hatte, schlief bei seinem Pferd, das Halfter um die Hand gewickelt, er schlief den tiefen festen Knabenschlaf. Mitternacht war schon vorüber, ein bläulicher Mondrest stand über dem Apennin, als eine Hand an der Schulter rüttelte. „Zum Hauptmann!“

Boldrino lag auf seinem Feldbett, eine Fackel schwelte brandig dunkel durch das Zelt. Muzio sah Perlchen von Schweiß auf der gelben Stirne, die Lider waren geschlossen, die Augenhöhlen tief gefüllt von Schatten. Zwei Offiziere, der Arzt, ein Priester standen um das Bett. Niemand sprach. Erst nach einer Weile hob Boldrino den Zeigefinger, einen dünnen Stecken von Finger. „Steht der Mond noch am Himmel?“ Und die Lider gingen auf. Marco schlug die Zeltplan zur Seite. Der Mondfetzen lag nur noch eine Handbreite — so sah es wenigstens aus — über dem blaßgraugrünen Bergkragen. Boldrino stützte sich auf die Ellenbogen. „Eine Stunde vor Sonnenaufgang stellt sich das Fußvolk in der Talsenke hinter dem Lager auf, die Reiter an den Flügeln. Kein Lärm, keine überflüssigen Bewegungen. Die Feuer nicht löschen, auf den Morgen zu langsam ausgehen lassen. Die Befehle ergehen von hier

aus.“ Die Schweißperlen sammelten sich und rannen in die Höhlen der Augen, der Arzt trocknete sie mit einem Tuch. „In die Zange nehmen“, sagte er, „denkt heute nicht an die Beute, denkt nur an den Sieg, wir müssen den schönsten Sieg unseres Lebens gewinnen! Ich, Boldrino —“ er atmete knarrend.

Jetzt sah er den Knaben, der im Hintergrund in der Qualmfahne der Fackel stand und auf das Elend des Kommandanten starrte, seine Augen waren groß, aber keineswegs erschrocken, eher lüstern gespannt von dem Ereignis, die Raubvogelnase warf unter dem unruhigen Licht verzerrende Schatten über seine Backen. Plötzlich fragte Boldrino: „Kannst du befehlen?“

„Ich hatte noch keine Gelegenheit. Aber ich kann es“.

„Was würdest du befehlen?“

„Immer den Angriff.“

„Und den Rückzug?“

„Nie.“

„Es gehört noch etwas mehr dazu. Einstweilen käme es auf die Stärke der Stimme an.“

„Avanti!“ brüllte der Knabe. Priester und Arzt zuckten unter dem gelenden Ruf zusammen. Durch den Zelteingang stürmten die Wachen mit gefällten Lanzen herein. Boldrino winkte ab. „Wenn das Heer angetreten ist“, sagte er, „stellst du dich vor das Zelt, daß du die Leute im Auge hast. Hast du verstanden?“

„Also hinter das Zelt“, sagte Attendolo.

„Ich werde dir von Mal zu Mal sagen, was du zu rufen hast. Schrei, so laut du kannst: ‚Boldrino befiehlt: . . .‘ Geh.“

Als der Knabe draußen war, sprang der Kommandant aus dem Bett, seine unerwartete Heftigkeit erschreckte die Anwesenden genau so wie vorhin der Schrei des Knaben. Er stand breitbeinig im Hemd da und trotz des Hemdes kriegerisch, er hatte den Degen in die Erde gestoßen und die Hände über den Knäuf gekreuzt. Seine fiebrischen Augen fixierten sich auf den Priester. „Worauf wartest du hier, Pfaffe?“

„Du gehst in die Schlacht, Boldrino. Vor der Schlacht betet man nicht nur, man kommuniziert.“

„Ich habe keine Zeit gehabt, Gebete zu lernen. Meine Kommunion ist der Kampf und meine Absolution der Sieg.“

„Du stehst jetzt im Dienst Seiner Heiligkeit, die mir aufgetragen hat, dich zu begleiten. Das Heer ist das des Papstes.“

„Ich habe in dreißig Jahren, oder waren es vierzig, soviele Sünden begangen — Berufspflichten, Pfaffe — daß ich ein zweites Leben damit füllen müßte, sie dir haarklein zu erzählen.“

„Bereust du sie?“

„Schlag dein Kreuz und laß uns alleine.“ Aber er hatte sich zuviel zugemutet, der Degen fiel ihm aus den Händen, der Körper stürzte über das Bett.

Als Attendolo vor dem Morgengrauen seinen Posten bezog, war ein Kommen und Gehen von Offizieren, aus dem Zelt, in das Zelt, Weisungen flogen zu den Truppen, Meldungen flogen herein, auch der Arzt kam und ging wieder, nach einer Weile kehrte er mit zwei Männern zurück. Die Feuerchen

sanken zusammen. Die Sonne war noch nicht über die Kimme des Apennin geklettert, als es von drinnen rief: „Befiehl das Avanti!“ Der Knabe schwang die Lanze, an die man ihm ein Fähnchen gebunden hatte. „Boldrino befiehlt: avanti!“ Und „Boldrino!“ schrien die Reiter von den Flügeln her und preschten in die Ebene hinein.

Die Schlacht dauerte den ganzen Tag. Dicke Staubwolken überlagerten das Feld, oft waren die Reiter nicht zu sehen, man hörte nur das Klirren aufeinanderprallenden Eisens und die Schreie „Boldrino“, immer wieder „Boldrino“, eine hetzende Waffe, ein Schlachtgesang. Erst gegen Mittag, als sich am Himmel Gewitter türmten, kam aus dem Zelt der Ruf: „Das Fußvolk vor!“ Attendolo schwang wieder sein Fähnchen: „Boldrino befiehlt: das Fußvolk vor!“ Und „Boldrino“ scholl es durch die Ruinen des ausgebrannten Dorfes. Es kamen noch viele Befehle aus dem Zelt, Attendolo schrie sich die Kehle heiser, es echote von allen Seiten, ein Sturm von Schreien durchbrauste die Ebene, fauchte um den Hügel der Mailänder. Am Nachmittag hatte die Zange sich geschlossen. Die Reiter fielen über den Tross her, ihr Fest der großen Plünderung begann, das Bacchanal im Wein, aus Lanzen wurden Bratspieße, an denen sich die Ochsen drehten. Das erlaubte es Visconti und seinen Leuten, die Umklammerung zu durchbrechen, auseinandergespritzt flohen sie nach Westen, eine Gefahr waren sie nicht mehr, die Furcht vor Boldrino hatte sie geschlagen. Die prächtigen Gewänder, die der Herzog hatte zurücklassen müssen, wurden als Flaggen gehißt, während seine sauberen weißen Zelte zu knisternden Lagerfeuern zerfielen. Attendolo, jetzt am vorderen Eingang des Kommandantenzeltes, konnte sich die Kehle aus dem Hals schreien und sich mit der bewimpelten Lanze den Arm lahm fuchteln, kein Befehl wurde mehr aufgenommen. Die Siegeslieder überschrien alles. Warum ließ sich Boldrino nicht sehen? Sie verlangten ihn, er gehörte jetzt unter sie, auch beim Festefeiern, im Fressen und Saufen war er der Stärkste von allen. Sie schickten ihre Boten.

Boldrino kam. Er kam nicht zu Fuß, sondern auf den Schultern seiner Offiziere, auch nicht aufrecht wie ein Triumphator. Er hatte die Schlacht nicht mehr erlebt, der Kriegsrat im Zelt hatte in seinem Namen Befehle gegeben und noch einmal die scharfe Waffe seines Namens eingesetzt. Als sich vom Himmel her das schwere Nachtgewitter entlud, wurde er zwischen den Ruinen von Panicale begraben.

Der Knabe Attendolo blieb nicht bei der Truppe. Die Hauptleute stritten sich um den Oberbefehl; da war für seine Jugend noch kein Weg. Er verkaufte sich hier, verkaufte sich dort, stieg auf, wurde immer häßlicher mit seiner Knollennase und wilder mit seinem stürmischen Herzen. Aber da er klüger war als Boldrino, wurde er auch reicher, er verstand zusammenzuhalten, er wurde Graf, Konnetabel des Königreichs Neapel, Bettgenosse seiner Königin und Gonfaloniere der Kirche. Sein Schlachtruf war „Sforza!“, und Sforza nannten ihn seine Soldaten. Die Krone, von der er träumte, errang er zwar nicht, aber aus seinen dreiunddreißig Kindern erblühte ein Herrschergeschlecht: Sforza.

Aber einmal blieb die rasende Uhr seines Glücks stehen, das war gerade als er mit seinen Soldaten das Flüßchen Pescara überschritt, um spanische

Söldner anzugreifen. Es war ein rührend flaches Flüschen, friedlich in der Sonne und ohne Schnellen, für die Soldaten ein Spaziergang, der kaum die Füße näßte. Mitten drin hielt Sforza auf seinem Pferde an, ein großartiger Reiter in einer Rüstung, die ganz aus Silber war, weiße Reiherfedern spielten am Helm; ein Monument kriegereischer Pracht. Er ließ die Truppen an sich vorüber zum anderen Ufer ziehen. „Sforza“ schrien sie, wie bei Panicale die Soldaten „Boldrino“ geschrien hatten. Sein Degen, an dessen Korb Rubine funkelten, kein lächerliches Metzgermesser mehr, wies ihnen den Weg. Die Banner knatterten, die Fanfaren dröhnten, auch wie bei Panicale. Sie hatten ihren Befehl, sie kämpften und sie siegten, während hinter ihnen der Teufel, der schon lange lüstern war auf den Gonfaloniere der Kirche, den Boden der harmlosen Pescara zerbrach und das silberne Monument, den Degen erhoben, zuletzt auch den flockigen Strauß aus weißen Reiherfedern in die Tiefe zog.

PERCY BYSSHE SHELLEY: EINE KLAGE (1821)

O Welt! O Sein! O Zeit!
Auf deren Stufen weit
Zitternd ich schau, wo ich gestanden ehr;
Wann wird mir eurer Blüte Helligkeit?
Nie mehr — oh, niemals mehr!

Heraus aus Tag und Nacht
Stahl sich die Freude sacht:
Frühling, Sommer und Winter schwer
Rühn an mein Herz mit Gram, das Glück erwacht
Nie mehr — oh, niemals mehr!

Eckart Klessmann

1

Neueste Hölderlin-Literatur

In der von Jahr zu Jahr anschwellenden Hölderlin-Forschung fehlte es bisher an einer vollständigen Geschichte der Kritik der verschiedenen Auffassungen und Interpretationen, nur Ansätze dazu waren vorhanden; diese Lücke ist nun durch den Italiener *Alessandro Pellegrini* ausgefüllt, der sich schon früher als ausgezeichnete Kenner deutscher Dichtung ausgewiesen hat: „*Hölderlin. Storia della critica*“ (Firenze 1956, Sansoni). Eine ungeheure Masse von Literatur wird in diesem umfangreichen, sorgfältig unterbauten Werk vor uns ausgebreitet; es fehlt nur der seinerzeit Aufsehen erregende Aufsatz von Eugen Gottlob Winkler „Der späte Hölderlin“ (1937). Der Autor strebt in anerkennenswerter Weise Objektivität an, ohne eine klare persönliche Haltung vermissen zu lassen. Die „Einführung“ geht von der in Deutschland wenig bekannten italienischen Germanistik aus, die sich vielfach um Hölderlin bemüht hat; mit ihr hat er die starke Betonung des Zusammenhangs der Hölderlin'schen Jugenddichtung mit „Sturm und Drang“ und der französischen Revolution gemeinsam. Der Unterschied von der humanistischen Einstellung der Klassik Goethes und Schillers wird unterstrichen, da unser Dichter eine völlige Erneuerung der antiken Kultur und Frömmigkeit in seinem dichterischen und kritischen Werk fordere. Dieses konnte in seiner Bedeutung erst erkannt werden, als die damals beginnende Krisis des jahrhundertealten Humanismus und der modernen Zivilisation in ihrem völligen Zusammenbruch offenbar geworden sei. Außer Klopstock, der dem jugendlichen Hölderlin Inhalt und Form der pindarischen Hymne vermittelte, ist außer den Chören der Sophokleischen Tragödien gerade Pindar — wie Pellegrini im „Epilog“ nach dem Vorgang Norbert von Hellingsraths ausführt — für die Spätdichtung von entscheidender Wichtigkeit; aber während beide griechische Dichter für ein Volk schufen, das im Leben der Polis und der Olympischen Spiele eine gemeinsame Wirklichkeit besaß, bestand Hölderlins Tragik darin, daß es für ihn weder eine „Kirche“ noch ein „Volk“ gab, sondern daß eben nur der eigene „Gesang“ ihm die chorische „Gemeinde“ vertreten mußte. Diese völlige Fremdheit gegenüber der eigenen Zeitepoche und die Gewißheit von der Bedeutung des dichterischen Wortes bilden Hölderlins Schicksal und seine eigene Wesenheit: „Die Poesie war für Hölderlin wie für Pindar religiöse Beschwörung, kultische Feier und heilige Liturgie.“

Mit Recht betont der Verfasser die zentrale Stellung der geliebten Diotima im Leben und Schaffen des Dichters: ihre Wirklichkeit habe seiner gläubigen Schau die Wiederkehr des Göttlichen verbürgt, der seine Späthymnen gelten; sie tragen durchaus eschatologisches Gepräge. Pellegrini übersieht nicht die bedeutsame Rolle, welche die Christusgestalt, namentlich seit dem Empedokles, in Hölderlins Denken und Dichten spielt, eine Rolle, deren Gültigkeit durch die neugefundene Hymne „Friedensfeier“ bestätigt wird; jedoch schränkt er die so entscheidende Bedeutung des Christus dahingehend ein, dieser halte die Erinnerung an das geweihte Leben der Antike in der gegenwärtigen Nacht

der Trostlosigkeit lebendig als letzter Versuch, aus ihr sich zu retten. Dabei wird der sieghaft triumphierende Ton überhört, der aus den drei Christus-Hymnen herausklingt. — Nicht völlig vermieden ist in dem neuen Buch die Gefahr der modernen Hölderlin-Forschung, daß durch die Überfülle des gebachten Materials vom Wesentlichen abgelenkt wird: mancher Abschnitt hätte kürzer gefaßt sein können, da allerlei Arbeiten, die genannt werden, nur von vorübergehender Bedeutung sind und manche überholte Polemik nochmals ausführlich zur Sprache kommt. Dennoch ist die wissenschaftliche Leistung Pellegrinis hoch einzuschätzen; sie enthält in systematischer, teilweise chronologischer Folge die kritische Darstellung der verschiedenen Hölderlin-Auffassungen: die Hegel-Schule und Dilthey, die Positivisten Zinkernagel und Böhm; Stefan George und Gundolf kommen zu Wort; Norbert von Heltingrath, dessen Ausgabe als grundlegend bezeichnet wird, ist immer wieder maßgeblich in der Auseinandersetzung mit anderen Interpretationen genannt; Ludwig von Pigenots Deutung ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das freilich den Zusammenhang mit Nietzsche überbetont. Weitere Abschnitte gelten den Beziehungen zum deutschen Idealismus, zur Geistesgeschichte, zur Phänomenologie, wobei die führenden Werke von W. Böhm, W. Michel, P. Böckmann, R. Guardini gründlich analysiert werden. Mit Kapitel XI „Heidegger und Hölderlin“ beginnt ein Thema, das in der spannungsreichen gegenwärtigen Forschung mehrfach aufgerollt wurde; mit großer Einfühlungsgabe wird die existentialistische und philologische Methode der Kritik behandelt, es seien nur E. Staiger und F. Beissner genannt. Das Werk schließt mit je einem Kapitel über die Stilkritik und die ästhetische Kritik, darin auf zwei gleichzeitig (1954) erschienene Darstellungen von W. Hof und L. Mittner eingegangen wird; letzteres Buch ist italienisch geschrieben. Überhaupt liegt ein besonderer Wert dieses Buches in der Heranziehung wichtiger ausländischer Forschungen, die, wenig bei uns bekannt, in zunehmendem Umfang auch die so schwer zugängliche Spätdichtung Hölderlins ernstnehmen.

In einem jüngst erschienenen vornehm ausgestatteten Sammelwerk von *Eduard Lachmann* „*Der Streit um den Frieden*“. Beiträge zur Auseinandersetzung um Hölderlins „Friedensfeier“ (Nürnberg 1957, Glock und Lutz) kommen sieben Forscher zu Wort, die auf die christliche Substanz bei Hölderlin eingehen. Nach den Worten des verdienten Herausgebers „beglückt es uns, aus dem so reinen Munde und in so reinen Worten des Dichters von Christus zu hören.“ Letztes Ziel des Bandes ist: das Wort „Frieden“ bzw. „Christus“ zu fassen, zu erfassen, ihm zu dienen. Dabei nimmt der Herausgeber keinen Anstoß an der Tatsache, daß teilweise widersprüchliche Äußerungen der verschiedenen Autoren nebeneinander stehen, daß manche Fragen nur gestellt, nicht beantwortet werden; so sieht z. B. Lachmann gegenüber L. von Pigenot, H. Buhr und W. Hof im „Fürsten des Festes“ nicht Christus, sondern Gott, den Vater aller Dinge, selbst, zu dem der Sohn, „der ruhigmächtige“, gerufen werde — eine Interpretation, welcher der Referent nicht zustimmen kann. Mit Recht betont Lachmann, daß „Friedensfeier“ nicht ohne die beiden späteren Christus-Hymnen „Der Einzige“ und „Patmos“ auszulegen ist, „die ein keineswegs kirchlich-dogmatisch bestätigtes, aber um so lebendigeres Christusbild ergeben.“ Nur in großen Zügen kann an dieser Stelle auf einige weitere Beiträge eingegangen werden; erregend ist gleich der

erste von dem bekannten Jesuitenpater Erich Przywara „Die »Friedensfeier« als Hymnus der »drei Reiche«, worunter die von der altchristlichen Gnosis getragene, bis in die neueste russische Religionsphilosophie wirksame Lehre von der dialektischen Aufeinanderfolge eines Reiches des Vaters als „Reich des Gesetzes“, eines Reiches des Sohnes als „Reich der Kirche und des Glaubens“ und eines Reiches des Geistes als „Reich des Einsseins und der Freiheit des Geistes“ verstanden wird. Hier handle es sich auch um die Urkonzeption für Hegel und Schelling, die Stiftsfreunde Hölderlins, dessen johanneisch-apokalyptisches Christentum damit eng zusammengehörte. Jedoch sei Hölderlin gegenüber den dialektischen Theosophen als „Prophet“ aufzufassen, der, durch und durch erschüttert, eine „Sendung“ erfülle, die er selbst nicht zu deuten vermöge. — Die etwas sprunghaft vorgetragenen, bedeutsamen Zusammenhänge müssen noch weiterhin auf ihren Wahrheitskern geprüft werden. —

Entgegen den Ausführungen des Philosophen Walter Bröker („Auch Christus“) tritt der evangelische Theologe Heinrich Buhr nachdrücklichst für die genuin christliche Deutung der großen Dichtung ein unter Hinweis auf die Wichtigkeit solcher Begriffe wie „Friede“, „Klarheit“ u. a., die Hölderlin mit Paulus gemeinsam hat; namentlich wird die deutliche Anspielung der Hymne auf den ältesten bekannten Christus-Hymnus (Phil. 2) entscheidend für die Identität des „Jünglings“ mit dem „Fürsten des Festes“, nämlich Christus, erkannt: hier werde faktisch klar, „welche Chancen man in der gegenwärtigen Weltstunde dem überlieferten Christentum, seiner Weisheit und Sprache noch zuzutrauen vermag, welche Bedeutung ihm *vor andern* noch zukommt — nicht jene, die es sich noch naiv und selbstgerecht selbst gibt.“

Ausführlich und gründlich wird eine philologische Interpretation der Hymne von Walter Hof durchgeführt, der die Frage beantwortet: was *bedeutet* Fest und sonach Fürst des Festes im Zusammenhang des ganzen Gedichtes? Erst nach Klärung der Leitworte: Tagewerk, Fest, Feld, Sprache, Gesang und anderer kann das Verhältnis Christi und des Vaters und der mythischen Zentralmotive, verstanden werden: „es geht um die Eindeutung der paulinischen Christusgestalt in Hölderlins eigengöttliche Welt.“ Ähnlich wie Buhr und der Rezensent (Eckart April 1957) erkennt Hof den engen Zusammenhang mit den Paulus-Briefen (Phil. II, 6, 1. Kor. 15, 2. Kor. 3, namentlich Phil. I, 9—10) — jedoch erscheint die Wendung: Hölderlin entmoralisierte Paulus, gänzlich fehl am Platze, weil Paulus alles andere als ein Moralist war. Neu sind des Verfassers Gründe für die schon genannte Identität des Christus mit dem Jüngling und dem Friedensfürsten, wenn auch „eine gewisse ganz jenseits des Rationalen liegende Weitläufigkeit“ die Deutung auf die Vatergottheit zulassen könne.

Wie für Hof ist auch für L. von Pigenot diese vieldiskutierte Frage: wer ist der Fürst des Festes? von untergeordneter Bedeutung („Der Friedensfürst“). Die gültige Entscheidung für den Sohn anstatt des Vaters ist zwar gefühlsmäßig, bleibt aber im Gedicht nicht unbegründet; wer dagegen glaube, Christus werde in „Friedensfeier“ (Str. 9) an die Seite des Fürsten d. h. des Vaters gerufen, „nimmt der Hymne etwas von ihrer künstlerischen Dynamik.“ Gewiß bleibt, daß Hölderlin niemals von den dogmatischen Vorstellungen seiner zeitgenössischen erstarrten Theologie ausgeht, aber bei aller Demut, die

ihn bitten läßt, nicht an seinen dichterisch-seherischen Aussagen Anstoß zu nehmen, ist für ihn die Zugesellung Christi zu den ihm vorangehenden antiken Genien eine ihm gewordene Offenbarung; sein „Zeitbild“, d. h. seine großartige religiöse Geschichtsschau wird von Pigenot unter Berufung auf seinen Münchner Akademievortrag in nahe Verbindung gebracht mit dem genialen mystischen Denker jener Jahrhundertwende: Carl von Eckartshausen, mit dem der um zwei Jahrzehnte jüngere Hölderlin Liebe zum Altertum, innige Neigung zum Johannes-Evangelium und den paulinischen Briefen teile. „Ein heutiger Historismus ist Hölderlin völlig fremd“; noch in unserer Welt-epoche seit Christus bleiben Bacchus und Herakles als Mächte der Vergangenheit lebendig.

Das Verdienst dieser Neuerscheinung besteht nicht darin, eine endgültige Lösung aller Probleme gefunden zu haben, vielmehr werden wichtige Wegzeichen dahin aufgestellt.

Friedrich Seebaß

Eine neue Seite im Werk von Graham Greene

Blicken wir kurz zurück: Ob es „Die Kraft und die Herrlichkeit“ war oder „Das Herz aller Dinge“ oder „Am Abgrund des Lebens“, stets wurden einem bei *Graham Greene* die Dramen Marlowes, das elisabethanische Theater und die metaphysische Dichtung des 17. Jahrhunderts in Erinnerung gerufen, sah man Gott und seinen Widersacher zugleich auf der Bühne des Geschehens, wo die Mächte des Verderbens und der Gnade um unser Herz rangen. Nichts davon charakterisiert Graham Greenes neuen Roman: „*Der stille Amerikaner*“ (Wien 1956, Paul Zsolnay Verlag. Berechtigte Übersetzung von Walther Puchwein. 322 S. DM 14,50); nichts gemahnt uns, wie so oft in seinen anderen Büchern an das Wort Charles Peguys: „Der Sünder ist mitten im Herzen des Christentums“ — und nichts gemahnt an die sonst so fleißig beschworene Welt der Kolportage, des Verbrechens und des Lasters, die Graham Greene nach seinen Vorbildern E. T. A. Hoffmann, Poe, Stevenson und Conrad erneut literaturfähig gemacht hat. Der Glaube als literarische Sensation — so etwa lautete die Formel, mit der wir bisher das Werk dieses englischen Konvertiten gekennzeichnet hatten. Jedoch, wir müssen uns korrigieren. „*Der stille Amerikaner*“ führt fast jedes voreilig gefällte Urteil über Graham Greene ad absurdum.

Anfangs scheint manches noch vertraut. Denn Mister Fowler, dieser englische Reporter, der in Saigon über die Kämpfe der Vietminh und Franzosen

an seine Londoner Zeitung zu berichten hat, ist lediglich eine weitere Gestalt in Graham Greenes großer Porträtgalerie der Mißvergnügten und Einsamen. Und doch unterscheidet sich auch er grundsätzlich von den anderen Figuren dieses Romanciers: Mister Fowlers mit Zynismus ertragene Existenz eines Verlorenen, wie sie in allen anderen Werken Greenes gerade die Gnade auf sich herabzieht, erfährt keine merkbare Wandlung. Sein Leben wird weiterhin von „Leid und gähnender Leere“ bestimmt sein, und es bleibt uns nur die geringe Hoffnung, daß sich dieser Auslandskorrespondent irgendwann einmal an den von ihm zitierten Zuspruch Pascals erinnert: „Wägen wir Gewinn und Verlust ab in unserer Wette, daß Gott existiert. Schätzen wir diese beiden Chancen. Wenn du gewinnst, gewinnst du alles; wenn du verlierst, verlierst du nichts.“

Schon dieser völlig offene Ausgang, dieses Spiel, bei dem auch nach dem letzten Akt kein Vorhang fällt, weil nun die Zuschauer, die Leser in ihren Herzkammern das Drama zu Ende führen sollen, beweist bereits, wie unprogrammatisch und behutsam Graham Greene auch diesmal vorgeht. Genau genommen erzählt er nichts anderes als die uralte Geschichte eines Dreiecksverhältnisses: zwei Männer, eine Frau. Aber wie er diese Geschichte erzählt, das ist großartig. Fast möchte man sagen: es ist ihm ein Stück Menschheitsdichtung gelungen. Denn jede Szene hat einen dreifachen Boden. Auf dem untersten ereignet sich die an sich harmlose Fabel, daß ein alternder Mann, der englische Journalist,

seine annamitische Geliebte Phuong (in unserer Sprache Phönix) an einen jungen Amerikaner verliert: eine Prachtausgabe des mutigen tumben Toren, der sich für einen Glücksbringer der Demokratie hält, gerade dadurch aber den Unwillen der Vietminh erregt und von ihnen ermordet wird. Der Konflikt scheint gelöst. Der Engländer kann sich seine einstige Geliebte mühelos zurückerobern und — nachdem sich seine in London von ihm getrennt lebende Frau mit der Scheidung einverstanden erklärt hat — sie sogar heiraten. In ihren Armen wird er die Einsamkeit, die Angst vor dem Morgen vergessen. Aber nicht mehr.

Auf dem nächst höheren Szenenboden verwandelt sich die belanglose Liebesgeschichte zu einem dramatischen Zusammenstoß zweier Welten: der alten Englands (und damit Europas) und der neuen Amerikas. Mister Fowler ist der Repräsentant der Kontaktlosen und Kultur-müden, der Erfahrungsreichen und daher Skeptischen — ein später Nachfahr der Aufklärung. Er besitzt, im Gegensatz zu dem „stillen Amerikaner“ Pyle, „weder Jugend noch Ernst noch Unbescholtenheit, noch auch eine Zukunft.“ Er ist fünfzig und viertausend Jahre alt zugleich, und nun ist er müde und mag sich in nichts mehr einlassen: weder in die Liebe noch in ein Verhältnis mit Gott. Denn „Gott“, sagt er, „existiert nur für die Verfasser von Leitartikeln“, für jene, die Partei ergreifen, sich engagieren. Pyle dagegen, der in Saigon bei einer amerikanischen Wirtschaftsmission beschäftigt ist, im geheimen aber einen antikommunistischen kleinen Bandenführer mit Dollars und Sprengstoffen unterstützt, hält sich für den Mann, der gar nicht anders kann, als ständig „Gutes zu tun“ — nicht aber „einem einzelnen Menschen, sondern einem Land, einem Kontinent, einer Welt“. Er ist ein Schwärmer, dessen romantische Vorstellungen selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen und der ermordet wird, „weil er zum Leben zu unschuldig war“. Obwohl er nichts anderes will, als der Menschheit Heil und Segen (Dollars und Demokratie) bringen, haftet an ihm doch das „Böse“: seine Unerfahrenheit und Jugend. Er könnte ein Halbbruder des aus Graham Greenes Film „Der dritte Mann“ unvergeßlichen Harry Lime sein. Auch von ihm hieß es: „Das Böse . . . besitzt die schreckliche, Schrecken einflößende Gabe ewiger Jugend.“

Auf dem letzten, dem dritten Szenenboden steht allein noch der Mensch. Er kennt keine Wünsche und Träume mehr, er vertritt kein Volk und keine Geisteswelt — nackt ist er der Barmherzigkeit und Gnade Gottes ausgeliefert. Er ahnt mehr seine Schuld, als er um sie weiß — und bereut: Fowler, daß er seinen Gegenspieler Pyle nicht vor dem an ihm geplanten Mord gewarnt hat, und Pyle, daß er so naiv gewesen war zu glauben, Achtheit und „faires Spiel“ könnten in der Ehe die Liebe ersetzen.

Alles bleibt in diesem Roman bei der Andeutung. Und Andeutungen erlauben keine reißerische Handlung, wie sie bisher Graham Greene vorgezogen hatte. Er tut sogar alles, um das äußere Spannungsmoment zu zerstören, indem er das Geschehen ständig durch Vorwegnehmen der Lösungen entdramatisiert. Das ist Gewinn und Verlust zugleich. Gewinn, weil eine solche Technik die Leere und Unbekümmertheit seiner beiden Hauptgestalten in konzentrischen Kreisen erschreckend deutlich macht; Verlust, weil das Gleichmaß der Intensität ermüdet. Hinzu kommt, daß der Roman in der Ich-Form geschrieben ist, und alles durch die Brille des resignierenden Mister Fowler betrachtet wird. Wenn es auch bewundernswert ist, daß Graham Greene mit keinem einzigen Satz diesen Blickwinkel verlassen hat, so haben doch diese selbstgesetzten Grenzen auch ihren Nachteil. Wir erfahren herzlich wenig von Indochina, von dem dortigen Krieg, von seinen Menschen — denn dies alles ist für Fowler nichts Neues und obendrein langweilig. Das ist zwar vom Autor konsequent gehandelt, der Leser jedoch fühlt sich ein wenig betrogen und auch nicht in dem Maße gepackt, wie das Thema erwarten lassen sollte. Die Gesellschaft eines immer nur Gähnenden macht schließlich auch den aufmerksamsten Zuhörer müde. Hier ist Graham Greene das Opfer seiner Technik geworden. Es ist dieselbe Technik, die er schon in seinem Roman „Der Ausgangspunkt“ gewählt hatte. Damals war es der endlose Monolog eines in seiner Seele wütenden, wortreichen Mannes. Auf die Dauer mußte so etwas abstoßen. Dies kann man von dem neuen Roman keinesfalls sagen. Nur beweist auch er, wie gefährlich es ist, jedes Ereignis nur von einem einzigen Aspekt zu verfolgen.

Wenn auch die Sprache bei Graham Greene kein Charakteristikum hat — hie und da ist sie allerdings von einer Präzision, die an Flaubert erinnert — und wohl auch kaum mehr als ein Mittel zum Zweck ist, so muß man doch unumwunden zugeben, daß mit dieser gesichtslosen und manchmal bitter ironischen Sprache eine der besten Geschichten nach dem Kriege erzählt worden ist: eine ungemein sorgfältig gearbeitete Geschichte, deren kunstvoll miteinander verbundene Schichten erst den Meister verraten. „Der stille Amerikaner“ als das beste Buch Graham Greenes zu bezeichnen, wäre unsinnig, weil es ein Außenseiter innerhalb seines bisherigen Werkes ist. Aber gewiß ist es sein ausgeglichenes und reifstes Buch, das Walther Puchwein, abgesehen von der eigenwilligen Behandlung der Konjunktive, dem Original getreu und sachkundig übersetzt hat. *Helmut M. Braem*

Von Rom bis Babylon

Rom kann man sich auf zweierlei Weise erobern: die einen „erkennen wieder“, sie bekommen einen steifen Hals vom Hinaufschauen und Ja-Nicken, sie stellen fest: „Es stimmt!“ Zu den anderen zählt jenes rosige Fräulein, das auf dem Forum Romanum nach ausführlicher Belehrung durch den Führer nur staunend und vernehmlich ruft: „Nein, wie hier alles kaputt ist!“

Daß *Godfried Bomans* diese zweite Form der Betrachtung in seinem Buch „*Römische Impressionen*“ (München 1956, Langen-Müller Verlag. Aus dem Holländischen übertragen von Jutta und Theodor Knust. 233 S. DM 12,80) empfehlenswerter findet, macht seine pläsierten Kapitel über das „Herz der Welt“ zu einer erfreulichen Lektüre in der Flut bildungsbeßener oder sensationshungriger Reportagen. Er beobachtet ohne Voreingenommenheit; mit Wissen — aber ohne Bildungssnobismus — zeichnet er Eindrücke auf, die Morgenfrische atmen. Der Marmor, von Historie brüchig, hat ihn nicht erdrückt. Seine unbefangene Neugier läßt weder die Audienz beim Papst aus noch die charmanten Gaunereien römischer Halunken. Er kriecht in die Schlafhöhlen am Colosseum, erfindet ein exemplarisches Interview mit Fausto Coppi, dem Idol der Radler, wird Mitglied im Club der Schweiger und läßt sich überwältigen von der launigen Landschaft italienischer Rhetorik. Und immer

wieder strahlt aus den oft feuilletonistischen, manchmal dichterischen Schilderungen das ewig-junge Tagbild des mediterranen Menschen.

Viel Nacht ist dagegen in den Briefen, die *Bertus Aafjes* einer holländischen Dichterkollegin widmet. („*Briefe über ägyptische Kunst*“, München o. J. Langen-Müller Verlag. 67 S. Mit zahlreichen Illustrationen. DM 9,80. Aus dem Holländischen übertragen v. Johannes Piron) Faszinierend sind manche seiner Entdeckungen. Man weiß, daß Aafjes zu den bekanntesten niederländischen Dichtern zählt. Daß er einst Archäologie studiert hat, gibt seiner intuitiven Deutung der ägyptischen Kunst aus dem Hunger nach Sein die reale Fundierung. Seine Meditationen auf der Nachtseite der histoire humaine haben einen durchaus individuell menschlichen Akzent, ob er nun nächstens durch den monderhellten „phallischen Märchenwald“ der Riesensäulen von Karnak wandert oder — winzige Ameise — auf der Brust eines liegenden Ramseskolosses den versteinerten Zustand der Hysterie erschauernd fühlt. „Die ägyptische Kunst ist nichts anderes als die positive Verwirklichung all dessen über der Erde, was der Tote unter der Erde in seinem negativen Zustand entbehrt.“ Den geistigen Kannibalismus dieser Kunst, „die nirgendwo das Ergebnis eines rein ästhetischen Impulses ist“, belegt Aafjes durch einen Pyramidentext aus dem Grabmal des Unas, der das Büchlein erregend beschließt.

In seinem anderen Ägyptenbuch („*Morgen blühen die Aprikosen*“ München 1956, Langen-Müller Verlag. 272 S. DM 12,80. Ins Deutsche übertragen von Johannes Piron) erschließt uns Aafjes freilich ein durchaus anderes, sehr gegenwärtiges Ägypten. Ohne viel Geld, mal als Pressechef eines Rummelplatzes, mal vom sicheren Port eines großzügig gewährten Refugiums in einem ägyptischen Krankenhaus aus, unternimmt er seine Entdeckungsfahrten. Er berichtet über Cholera, Aufruhr und Sandstürme, nimmt teil an opulenten Gastmählern, bei denen sich seine Gastgeber — koptische Christen — mit alttestamentlichen Zitaten rhetorisch nieder kämpfen. Was er heimbringt für den daheimgebliebenen Leser, ist das reale Bild des Arabers, sein Fatalismus, seine Gastfreundschaft, sein Aberglaube und — vor allem anderen sei's bemerkt — seine sprachliche

Fülle! Der Weisheitsschatz dieses Buches ruht zuvörderst in seinem getreulichen Notieren eines unglaublich lebendigen Sprichwortbestandes, der ein eigenes Büchlein rechtfertigen würde...

Nicht minder farbig bewegt sich orientalisches Leben in dem Irak-Reisebuch von C. H. J. Maliepaard: „Wasserräder am Euphrat“ (München 1954, Langen-Müller Verlag. 215 S. mit 37 Abb. auf Tafeln. Deutsch von Jutta und Th. A. Knust. DM 14,80). Das ist einmal ein Reisebuch „von echtem Schrot und Korn“. Mit Humor — niederländischer Prägung — und Plastik schildert der reputierliche Zweizentnermann und Agrarexperte das uralte Zweistromland. Es fehlt nicht an Abenteuern mit Kurden und Beduinen, mit Eseln und Kamelen, Bauchtanz und Basaren. Der Atem des Morgenlandes weht durch die pittoresken Bilder des Menschlichen, des wirtschaftlichen und politischen Gefüges, das der damalige Regierungsberater peinlich genau kennt. Immer wieder aber verharret er bei dem Bild der Wüste, der sein Herz gehört, da sie „tiefer in die Seele des Menschen greift als jede andere Landschaft auf Erden“. Seine Befürchtungen: daß gerade das, was in diesen Völkern von Natur edel und sauber ist, in einer Gesellschaftsform untergeht, die wir ihnen aufdrängen wollen.

Einführend und aktuell ist auch das Buch Maliepaards über Jordanien „Weiße Städte — Schwarze Zelte“ (München 1956, Langen-Müller Verlag. 240 S. Deutsch von Jutta und Th. A. Knust. DM 14,80. mit 35 Fotos auf Tafeln und 1 Karte). Aus dem Lärm der überfüllten Städte, dem Geruch der Steppen und der Stille der Wüsten komponiert er ein heute doppelt packendes Bild dieses unruhigen Landes, dessen altes Gesicht er liebt, und dessen neue Züge er unerserem Verständnis erschließt.

Arnold Landwehr

Ein Ereignis

Es gilt von einem literarischen Ereignis zu berichten. Der im Christian Wegner Verlag, Hamburg 1957 (Mainzer Reihe), erschienene Roman „gez. Coriolan“ darf als gleichwertig neben Ledigs „Stalinorgel“ und Jens Rehns „Nichts in Sicht“, die bisher gültigsten Gestaltungen des Krieges gestellt werden. Er ist das beste Buch über die russische Gefangenschaft. Sein Verfasser, *Hannsferdinand Döbler*, ist trotz der vor mehreren Jahren bei Heimeran erschienenen, ver-

gnügliichen Ehegeschichte „Ein Achtel Salz“ noch weithin unbekannt. Er wird es nicht lange bleiben.

Döbler erzählt die Geschichte des jungen Oberleutnants Godin, der nach Kriegsende in russische Gefangenschaft gerät, vom NKWD zum Spitzel gepreßt wird und, physisch und psychisch ausgebrannt, endlich wider besseres Wissen einen Kameraden verrät. Das ist in wenigen Worten die äußere Fabel. Aber sie dient nur als Vorwand, und die Mittel der dichterischen Reportage, in kühler Beherrschung eingesetzt, um das allmähliche Zerbrechen Godins mit einer Objektivität darzustellen, vor deren Kälte es den Leser schaudern könnte, sind samt der von Seite zu Seite steigenden äußeren Spannung nur Tarnnetze des inneren Themas.

Döbler erzählt die Geschichte eines Verräters und seines gequälten Gewissens, eine Geschichte, der heute, da sittliche und ethische Normen allgemeinverpflichtender Art weithin verloren sind, da der durch welche Motive auch immer bemäntelte Verrat längst alltäglich geworden ist, gerade deswegen eine besondere Bedeutung zukommt. Denn dieser Godin, der da irrend und zweifelnd, verschlossen und mißtrauisch, durch die Lagergassen taumelt, nicht fähig echte Kontakte zu seinen Mitgefangenen aufzunehmen, um Vertrauen zu bitten, das ihn aus seiner furchtbaren Gewissensqual herausreißen könnte, ist dieser Godin nicht eine Schlüsselfigur menschlicher Existenz von heute?

„Nur derjenige meiner Leser“, heißt es einmal, „der einen Mord oder einen Diebstahl begangen hat — sei es auch nur an Schönheit, Liebe, Vertrauen — kurzum nur ein Mensch, der je an den quälenden Wunden des Gewissens gelitten hat, wird sich in die Lage Godins versetzen können.“

Die Hölle der russischen Gefangenschaft, um wieviel „wirklicher“ und damit grauenvoller ist sie als alle literarischen Albträume, die sonst dazu dienen mußten, die Ausweglosigkeit moderner Existenz zu skildern! Döbler erzählt diese äußeren Fakten mit einer bewußten Kühle, die in Kontrast zu der inneren bewegten seelischen Auseinandersetzung steht. Daß er alle Register einer „modernen“ Erzählkunst im dauernden Vor- und Zurückblenden zu ziehen weiß, sei nur am Rande vermerkt. Verschwiegen werden soll auch nicht, daß das

Wiederauftauchen des verratenen Mitgefangenen gegen Ende des Buches, menschlich zur Entlastung von Godins Gewissen begreiflich sein mag, künstlerisch gerade deswegen eine Schwäche bedeutet.

Jürgen Eyssen

Beste Geschichten

„Eine Anthologie der besten deutschen Geschichten des zwanzigsten Jahrhunderts soll natürlich die besten Geschichten enthalten. Aber was sind die besten Geschichten? Wer entscheidet darüber? Der subjektive Geschmack des Anthologisten? Warum soll eines Mannes Zeugnis gelten? — Diese Fragen stellt Hermann Kesten im Vorwort zu seiner im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1956, herausgegebenen Anthologie *„Unsere Zeit. Die schönsten deutschen Erzählungen des zwanzigsten Jahrhunderts“* (524 S. DM 16,80). Er beantwortet sie mit der Feststellung, daß eine Anthologie ein Kunstwerk sein sollte, „also dank der Auswahl, der Komposition, mehr als die Summe ihrer Komponenten“. Wie jedes Kunstwerk habe sie höchst subjektiven Charakter, aber das Subjektivste sei zugleich das Allgemeinste.

Trotz seiner Behauptung, daß in der Kunst wie in der Moral nur das Urteil des Rigoristen gelte, und daß er von seinen dreißig Autoren mindestens fünfundzwanzig für unerläßlich und mindestens dreißig der Geschichten für unübertrefflich hält, gesteht er, daß er dieselbe Anthologie nochmals zusammenstellen könnte, „ohne eine einzige Geschichte aus dieser in jener zu wiederholen“. Diese Feststellung macht freilich die Behauptung, „die schönsten deutschen Erzählungen des zwanzigsten Jahrhunderts“ zu bieten, hinfällig und gestattet dem Kritiker sich einzuschränken.

Das sorgfältig gedruckte Buch bringt tatsächlich großartige Geschichten wie Hofmannsthals „Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre“, Thomas Manns „Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten“, Kafkas „Vor dem Gesetz“, Musils „Die Portugiesin“, Joseph Roths „Stationschef Fallmerayer“, Heinrich Bölls „Der Mann mit den Messern“, Wolfdietrich Schnurres „Ein Zwischenfall“ — aber bis dreißig reicht es wohl kaum. Im einen Falle ist der Name größer als die Leistung (Rilke, Werfel etwa), im andern ist die Idee gut, aber die Durchführung nicht sehr

geglückt (Lernet-Holenia, Kesten), im dritten sucht man vergebens nach einem Grund für die Aufnahme (Hans Bender, Martha Meuffels, Ödön Horváth). Kesten gibt zwar offen zu, daß ihm die Geschichten seiner Freunde häufiger gefallen als die Geschichten von Schriftstellern, die ihm nicht sympathisch sind — aber das kann doch unmöglich ein sachliches Kriterium sein, dazu ist der Herausgeber zu geschweigt.

So muß man sich wundern, daß Carossa, Paul Ernst, Csokor — um nur einige Namen zu nennen — als bedeutende Geschichtenerzähler überhaupt nicht vertreten sind, wobei man freilich gerne einzugestehen bereit ist, daß es einen absoluten Maßstab bei einem solchen Unternehmen gar nicht geben kann. Pulchrum est quod placet. Allein schon das, was einem Herausgeber gefällt, bestimmt seinen Blickwinkel, somit seine Auslese. Man nehme also diesen Band nicht als apodiktisches Urteil, sondern als die Gabe nach dem Geschmack und Vergnügen eines Mannes“. Das wollen wir gerne tun, mit einer gewissen Dankbarkeit, daß wieder Geschichten — die Stiefkinder zeitgenössischer Verleger — geboten werden, trotz des apodiktischen, der Auswahl Unrecht tuenden Untertitels und gewisser Richtlinien, die sich nicht vom Wert oder Unwert der einzelnen Erzählungen her bestimmen lassen.

Thomas O. Brandt

Humor und Witz

Der Holländer Albert Vigoleis Thelen ist für seinen 1953 erschienenen Roman „Die Insel des zweiten Gesichts“ mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet worden. Sein neuer Roman „Der schwarze Herr *Bahbecup*“ bewährt ihn erneut als einen der launigsten und wohl auch tief-sinnigen modernen Erzähler (München, Desch. 768 S. DM 21,50). Er hat kaum etwas von der heiteren Sachlichkeit des von romanischem Formgefühl erfüllten märkischen Dichters, dessen Name ihn geehrt hat. Er gehört viel eher in die Nachbarschaft Jean Pauls, dem unterm Schreiben immer noch allerlei einfällt, was unbedingt gesagt werden muß, obwohl es eigentlich nicht zur Sache gehört. Thelen verfügt über Humor und Witz, über eine eigenwillige, immer schlagkräftige Sprache und ein manchmal auch ungewaschenes Mundwerk. Wie Jean Paul, wie Wolfram von Eschenbach bringt er gern vor, was er weiß, auch wenn er

manches nicht richtig verstanden hat, doch selbst seine Irrtümer haben ihre Reize. Der brasilianische Held mit dem ein spassiges Erlebnis festhaltenden Übernamen ist, vermutlich, Sohn eines Jesuiten und einer schwarzen Sklavin. Er hat es in seiner Heimat zum Universitätsprofessor gebracht und ist nach Holland geschickt worden, um an einem gelehrten Kongreß im Haager Friedenspalast teilzunehmen. Vor seltsamen Ereignissen und Erlebnissen und wunderlichen Irrungen und Wirrungen wird nicht viel daraus, zum Glück für den Leser, der nicht müde zu wandern wird, auch wenn ihn der Dichter ziellos führt. Vielleicht zählt das Buch nicht, wie man von Thelens gekröntem Roman gepriesen hat, „zur großen deutschen Literatur“, wohl aber zu den seltenen Büchern, die in unserm Herzen weiterwirken, allein aus der Fülle des Lebens, auch wenn die Menschen und Ereignisse im einzelnen längst verblaßt sind. *Paul Weiglin*

Unerfülltes Versprechen

Auf den Dichter *Georg Weerth*, der, Mitte der dreißig, im Jahre 1856 starb, haben wir im Juliheft vergangenen Jahres ausführlich hingewiesen. Später Romantiker und früher Sozialist der er war, überragte er die anderen Sänger der 48er Revolution bei weitem durch seinen Witz und seinen politischen Scharfblick. Nun hat *Dr. Bruno Kaiser*, dem eine Auswahl der Gedichte zu verdanken ist, Weerths „*Sämtliche Werke* in fünf Bänden“ erscheinen lassen (Berlin 1956/57, Aufbau-Verlag, 2250 S. DM 48,—). Kaisers Ausgabe ist ein editorisches Meisterwerk und, wenn man von dem leidigen Parteichinesisch absieht, das solche Ausgaben in der Ostzone verlangen, ein wahrer Dienst an der deutschen Literaturgeschichte. Der erste Band enthält die Gedichte, der zweite „Prosa des Vormärz“, der dritte „Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten“. Die Bücher vier und fünf werden die Prosa aus den Revolutionsjahren und Briefe aufnehmen.

Die Gedichte weisen Weerth, der mit Freiligrath befreundet und mit Herwegh verbunden war, als einen Epheben Heines aus. Die Ähnlichkeiten sind mitunter penetrant, verraten aber doch das eigene Temperament. Ähnlich steht es mit seiner Prosa im Vormärz. Hier tritt das Eigene mehr hervor; der junge Kaufmann, stets unterwegs zwischen Deutsch-

land, England, Holland, Belgien und Frankreich, hat einen klaren Blick für die industrielle Revolution. Seine Impressionen verdichten sich in den englischen „Skizzen“ zu politisch wirtschaftlichen Analysen. Besondere Aufmerksamkeit verlangt das „Romanfragment“, das in der Kaiser'schen Ausgabe zum ersten Mal gedruckt wird. Es ist zum Teil ganz schlecht, zum Teil von über-raschender Lebendigkeit. Wie Weerth mit der Arbeiterlyrik den Anfang gemacht hat, versuchte er zuerst einen industriellen Roman zu schreiben. Natürlich stand Dickens Pate, und Französisch, George Sand vor allem, hat der noch nicht 30jährige auch gelesen, ehe er schrieb; aber der Ansatz ist im Ganzen doch verblüffend genug. Man fragt sich hier, wie bei der Lektüre der ganzen Ausgabe, welchen Impuls Weerth der deutschen Literatur hätte vermitteln können, wenn das Unglück von 1848/49 nicht gekommen und er, gereift, im freien Bürgerstaat seinen Platz gefunden hätte. Aber er starb, halb in der Verbannung, am tropischen Fieber und die deutsche Einheit kam mit Kriegen und Konterrevolutionen zustande, wie Marx sagte, oder mit Blut und Eisen, wie Bismarck anzudeuten beliebte. *b. p.*

Hans Brandenburg

„*Im Feuer unserer Liebe*“ (München, Verlag Herbert Neuner, 416 S. DM 16,80), nennt *Hans Brandenburg* seine Lebenserinnerungen, die ein leidenschaftliches Bekenntnis zum München von damals bedeuten. Sie setzen seine Jugenderinnerungen „München leuchtete“ fort. Der Untertitel lautet: Erlebtes Schicksal einer Stadt. Hans Brandenburg, dem wir auch außer seinem Hirtenknaben „Pankraz“, den die „Deutsche Rundschau“ erstmalig veröffentlichte, und seiner Eichendorff-Biographie wesentliche Werke verdanken, ist sehr zu Unrecht in Vergessenheit geraten, und es ist gut, daß durch seine Selbstbiographie und ihre zuchtvolle Sprache auch seine andern Bücher wieder ins Gedächtnis der Lebenden zurückgerufen werden. Um die Jahrhundertwende kam Hans Brandenburg nach München, um dort seine wirkliche Heimat zu finden. In 9 Kapiteln wird uns ein klares Bild von der unwahrscheinlich schönen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und dem künstlerischen und kulturellen Leben in der Zeit nach ihm gegeben. Es ist schon ein beglückendes

Gefühl, sich zu erinnern, welcher Reichtum an Geist und Kunst damals in Deutschland versammelt war, ehe der geistige und kulturelle braune Tod über unser Volk kam. Eine Fülle von Namen, von denen jeder ein Stück zum deutschen Geistesleben beigetragen hat, tritt uns entgegen: Wedekind, Bahr, Thomas Mann, Oswald Spengler, Eugen Diederichs, Reinhard Piper. Nicht zum wenigsten auch der Kreis um Paul Nikolaus Cossmann, die damaligen „Münchner Neuesten Nachrichten“ und die „Süd-deutschen Monatshefte“. Man möchte hoffen, daß die Erinnerung an ein reiches geistiges und kulturelles Erleben dem Dichter Hans Brandenburg Trost in seine äußerliche Vereinsamung bringt. R. P.

Lesen als Begegnung

In einem Aufsatz „*Europäischer Geist*“ habe ich („*Deutsche Rundschau*“ 79. Jahrg. 1953, Heft 5 versucht, ein Bild von der geistigen Gestalt *Max Rychners* zu zeichnen, wie es sich dem Leser seiner Bücher, vor allem der vier, weite Gebiete und Themen berührenden Essay-Bände darstellt. Zu diesen vier Büchern, in denen die geistige Welt des Abendlandes, von einem außerordentlichen Manne gesehen und in vollendeter Sprache dargestellt, sichtbar wurde, gesellt sich nun ein neuer Band, der aus Anlaß von Max Rychners 60. Geburtstag erschien: „*Arachne*“ Aufsätze zur Literatur (Zürich 1957, Manesse Verlag. 334 S.). Alle diese Bände bilden innerlich eine Einheit und greifen wie Glieder einer Kette ineinander. Selbst wenn frühere Themen wieder aufgenommen werden, erscheinen sie in einer neuen Sicht, einer neuen Relation und aus einer neuen geistigen Situation heraus gesehen. Der eben erschienene Band bringt wieder in seinem ersten Teile Aufsätze, die das geistige Fundament des Abendlandes sichtbar machen, die ungebrochenen und unzerstörbar fortwirkenden Grundkräfte der Antike werden gedeutet, die deutsche Klassik, deren geistiger Welt Max Rychner sich immer wieder verpflichtet weiß, wird in einigen Aufsätzen in neuem Lichte sichtbar. Zwei Studien sind Karl Kraus gewidmet. Eine andere Arbeit gilt dem oft beschworenen Geist von Ortega y Gasset. In der Mitte des Buches aber stehen Aufsätze, die Themen gewidmet sind, denen seine ganze Liebe gilt. Hofmannsthals Briefwechsel mit Rudolf Borchardt und Carl

J. Burckhardt werden gedeutet; diesen ebenso gründlichen wie schönen Studien schließt sich eine ganz von Liebe diktierte Darstellung der Gestalt Carl J. Burckhardts an. Die folgende Arbeit über Rudolf Kassner ist wohl mehr eine Skizze als eine Darstellung. Wenn es erlaubt ist, einen Wunsch an den Verfasser zu richten, so wäre es der, ihn zu einer umfassenden Darstellung von Kassners Werk anzuregen. Der Rest der Aufsätze ist Menschen und Büchern gewidmet, die mehr am Rande von Max Rychners Welt liegen: Else Lasker-Schüler, Peter Gan, Felix Hartlaub, Ezra Pound und andere. Voll Entdeckerfreude, liebevoll, aber auch kritisch, nähert er sich diesen Themen, wir spüren aus der Art, wie er von diesen Gestalten und Büchern berichtet, die ganz zarte Distanz, die zwischen ihm und diesen Werken herrscht, die Zurückhaltung auch, die Kritik, ohne daß ein bitteres Wort ausgesprochen würde. Gerade hier bewährt sich Rychners hohes Gefühl für die vielfältige Verantwortung des Kritikers. Der Schlußaufsatz „*Lesen als Begegnung*“ war dem Freunde Max Rychners, Ernst Robert Curtius, zum 70. Geburtstag gewidmet. Er stellt ein ergreifendes Bekenntnis Rychners zur Welt des gestaltenden und gestalteten Wortes, zum Schrifttum, zur Welt der Bücher dar. Hält man diesen Aufsatz mit der Studie „*Bewundern*“ zusammen, die das Buch „*Sphären der Bücherwelt*“ eröffnete, dann erlebt man, aus welcher geistigen Haltung, aus welchen Bereichen eines männlichen Herzens dieser Mann lebt und wirkt, liest und schreibt, denn nach seinen eigenen Worten sind Lesen und Schreiben „zwei-erlei Gnaden des einen Lebens, welches in ihnen sich entfaltete und immer wieder in Ergriffenheit seiner selbst gewiß werden durfte.“

Max Rychner ist kein Literat und kein Kritiker um der Kritik willen, er kennt das Leben in seiner universalen Weite und weiß um die Möglichkeiten, die dem gestalteten Wort in Welt und Leben gegeben sind. Er fühlt sich als verantwortungsbewußter Diener am Wort. Er vermag dies, weil er selbst ein im Worte schöpferisch wirkender Mensch ist. Dies aber verbindet ihn mit jenen großen schöpferischen Kritikern, die aus ihrer Begegnung mit den Werken der Kunst, mit den Werken großer geistiger Schöpfer neue eigentümliche Werte schufen.

Otto Heuschele

Outsider

Colin Wilson, „Der Outsider. Eine Diagnose des Menschen unserer Zeit. Einführung von Eugen Gürster“ (Stuttgart 1957, Scherz & Goverts. 336 S. DM 18,50). — Unter uns: er ist keiner. *h. p.*

Attentat auf den Mächtigen

Der unter diesem Titel erschienene neue Roman von Edzard Schaper (Frankfurt 1957, S. Fischer-Verlag. 198 S. DM 13,50) spielt in einer berühmten Bäderstadt des Taunusvorlandes, und zwar im Frühsommer des Jahres 1901. Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, der Oberprokureur des Heiligen Synods, wird zur Kur erwartet, einer der Meistverhassten im Zarenreich, die bewährteste Stütze der zaristischen Autokratie. Aufs dringlichste hat der Staatssekretär im Königlich Preussischen Innenministerium den zuständigen Kreis- und Ortsbehörden empfohlen, „bei dem Schutz des hohen Gastes alle nur erdenklich strenge wie diskrete Sorgfalt und Unsicht“ walten zu lassen. So läuft der preussische Polizeiapparat bald auf vollen Touren. Daß dann tatsächlich nichts passiert, ist jedoch weder das Verdienst des eifrig organisierenden Regierungsreferendars von Diebitsch noch das seiner Sbirren. An dem entscheidenden Tag ist keiner von ihnen zu sehen. Der greise Pobjedonoszew geht in Begleitung seines Priesters wie nun schon üblich am Rande des Kurparks spazieren, gerade haben die beiden das Ausbleiben der „seltsamen Wurstesser“ bemerkt, da stehen sie vor den Attentätern, einem jungen Mann und einem Mädchen — und durch die persönliche Begegnung, in einer Stunde, die einer solchen Begegnung besonders günstig ist, in einer Stunde der ersten Liebe, wird das Attentat vereitelt. Den jungen Revolutionär läßt Schaper entkommen, das Mädchen läßt er in ersten Gesprächen zu Pobjedonoszews „jüngster Tochter, die Gott geschickt hatte“, werden.

Schaper führt die Handlung mit der ihm von jeher eigenen Konzentration, diesmal aber auch mit ebensoviel Grazie und Heiterkeit zum Ziel: dem Sieg der Liebe über den Haß. Von Anfang an wird klar, daß er in Pobjedonoszew nicht nur den Mächtigen des Zarenreiches sondern vor allem die Macht des Geistes verkörpert sieht. Schon die Ankunft des bescheidenen, sehr alten Mannes weist

darauf hin, insbesondere in der Gegenüberstellung zu der fast gleichzeitigen Ankunft des deutschen Kaisers, und ebenso das Kennwort „Siegträger“, unter dem die preussischen Regierungstelegramme den Fall Pobjedonoszew behandeln, ein Kennwort, das hier mehr ist als die wortgetreue Übersetzung des Namens Pobjedonoszew und um so mehr im Hinblick auf den sich bereits ankündigenden Untergang des zaristischen Regimes, das Pobjedonoszew vertritt. Wie weit allerdings die tiefe Sympathie, die Schaper für Pobjedonoszew erweckt, mit dessen politischem Wirken historisch in Einklang zu bringen ist, darüber dürften die Meinungen der Leser auseinandergehen, und auch den politischen Argumentationen des Oberprokureurs wird nicht jeder ohne Widerspruch folgen.

Hildegard Abemm

Dichtung, kein Experiment

Neben Emil Barths „Tigermuschel“ (Hamburg 1956, Claasen. 63 S. DM 8,50) wird die Begrenzung der experimentellen deutschen Gedichtsekunde nach 1945 offenbar. Fast zur selben Zeit erschien Hugo Friedrichs „Struktur der modernen Lyrik“ und Höllerers Anthologie „Transit“. Damit könnte die Entwicklung moderner, genauer: experimenteller Lyrik bereits weitgehend historisch geworden sein. Die Phase einer Entwicklung geht zu Ende, wann immer Analysen zum Gegenstand und umfassende oder abschließende — wir denken an Pinthus' „Menschheitsdämmerung“ — Anthologien erscheinen.

Emil Barths Dichtung steht weit über allem Tagesstreit... Wo läge hier die Struktur, wenn es sich überhaupt davon zu reden lohnt? Shelley, Kaets, Romaniker, das beginnende 19. Jahrhundert? Shelley besingt im „Adonais“ Kaets, Barth fast hundertfünfzig Jahre später: „Der du hier liegst, von Bitterkeit bezwungen, — Bei deinem Staube, Kaets: die Luft schmeckt hart...“ Es ist eines seiner schönsten Gedichte... Kaets zog auch Amy Lowell an, die sich ihm verwandt fühlte und eine Kaets-Biographie veröffentlichte: was vor dem Hintergrund der „Imagisten“ interessant wird. Noch immer stehen beide Formen nebeneinander: bemerkenswert, daß man sich bei Kaets z. B. trifft: unsere Zeit jedoch arbeitet für eine Auflösung der Form; um so interessanter verweilt man bei Barth... Die meisten seiner Gedichte

werden durch ein romantisches Gefühl bestimmt: aber ob Illusion, daß das Gute im Kosmos herrsche wirklichkeitsnah ist? Unwillkürlich denkt man an Verdis Schlußfuge zum Falstaff: Alles ist Spaß auf Erden, der Mensch ein geborener Tor... Barth dichtet: „Mensch, Märchenheld, / Nach welchem Kleinod / Wurdest du ausgesandt? ...“

Ist es bei Barth große, letzte Trauer, z. B. „Die peruanische Flöte“, die vielen seiner Verse einen trefflichen Platz in der deutschen Dichtung zuweist, begehen wir auch bei *Peter Gan* einem romantischen Gefühl: geistvoll-ironisch pointiert. Er sagt es uns selbst, warum er's so tut: „Seltsam, ich singe und bin / sicher: mein Singen hat Sinn. / Sinne ichs aber genau, / wird alles Nebel und grau.“

Gan nimmt seinen eigenen Platz ein: „Geh, laß dein Lied sich selber singen.“, heißt es bei ihm ein andermal. Seine Lieder bleiben unvergänglich. Wer würde sein „Preislied auf eine Seifenblase“ wohl verlieren? „Seifenblase! himmelwärts verloren, / aus Entzücken an der Welt geboren.“ Dieser Dichter bleibt bei uns ohne Gegenpart. Im neuen Insel-Bändchen „Preis der Dinge“ (Wiesbaden 1956, 79 S. DM 2,—) hat er selbst seine schönsten Verse ausgewählt: für uns, die wir uns allzu grüblerisch gebärden...

Horst Bingel

Wilhelm Lange-Eichbaum

Alle Forschungen, Untersuchungen und Materialsammlungen zu dem Thema Genie und Irrsinn seit Lombroso sind in dieser grundlegenden Arbeit von *Wilhelm Lange-Eichbaum* aufgegangen, die in der 4. Auflage neu gegliedert wurde: drei Hauptteile: Genie als Problem, Genie und Ruhm, Genie und Irrsinn; der vierte, Genie, Irrsinn und Ruhm faßt die Ergebnisse der drei anderen Kapitel zusammen. 459 Pathographien Berühmter sind, gegenüber 201 der früheren Auflage, dem Band angefügt: „Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies.“ (4. Aufl. vollst. neu bearb. v. Wolfram Kurth, München 1956, Ernst Reinhardt Verlag. 650 S. DM 35,—).

Der Gedanke Lange-Eichbaums, Genie statt als feste Größe als relativen Wertungsbegriff zu untersuchen, das Geniale also soziologisch zu betrachten, beeindruckt mit der Fruchtbarkeit dieses Aspektes. Sein Ergebnis ließe sich mit anderen Worten dahin zusammenfassen, daß nur die kranke Muschel Perlen er-

zeuge, freilich aber eine Perl- und keine Miesmuschel sein müsse; Begabung also Bedingung, pathologische Anlage jedoch ebenso oft Steigerung wie eigentlicher Anlaß zur Entfaltung, dem Gebrauch der Begabung überhaupt sei, indem das allseits psychisch bedrohte Selbst sich mit Hilfe seiner gestaltenden Fähigkeiten zu retten und bewahren, manchmal auch im Werk aufzulösen sucht. Von der majestas, der Überlegenheit, bis zum Numinosen hin wird der Akkord der Wirkungsqualitäten untersucht, der zu Gemeindebildung und Ruhm führt, wie in seiner Ursache zurückverfolgt auf die pathologischen Züge des Genies; die besonderen Bedingungen der Legendenbildung lassen die Irrelevanz des Ruhms erkennen, so daß sich auf moderne wissenschaftliche Weise die Formel von „Virtus et fortuna“, die Lehre vom Kairos als dem rechten Augenblick eindringlich bestätigt finden. Seit dem Erscheinen des Buches 1927 sind zahlreiche Erkenntnisse Allgemeingut geworden: gerade aus diesem Grunde ist eine Neuauflage zu begrüßen, die das Ganze des Themas wieder stärker ins Blickfeld rückt und überdies durch Pathographien und Literaturverzeichnis eine Orientierung in allen Fragen der Psychogenese von Werk oder Leistung ermöglicht.

Heinrich Ringleb

Idol

„Das ästhetische Idol“ (Bern 1956, Francke Verlag. 300 S. DM 16,50) von *Joachim Rosteutscher*, dem Germanisten der Universität Kapstadt in Südafrika, ist eine wertvolle literarpsychologische Studie, die sich mit dem Schaffen von J. J. Winkelmann, Novalis, Goethe, E. T. A. Hoffmann, Stefan George und R. M. Rilke beschäftigt. Der Grundgedanke lautet dahin, daß an der Schwelle des poetischen Schaffens ein erotisch betontes Erlebnis steht, das Gestalt und Wesenheit dieses Schaffens bestimmt und sich im Verfolge der Lebensschicksale des Künstlers zum „ästhetischen Idol“ sublimiert, bezw. läutert, also zu einem Bild oder Symbol, das in den verschiedensten Formen und Abwandlungen die Dichtervelt beherrscht. Solch ein Urmotiv — ein einziges nämlich — beherrscht die ganze Produktion des Schöpfers, es entfaltet sich wohl, nimmt verschiedene Gestalten oder die Form verschiedener Ereignisse an, aber es bleibt im Wesen stets das gleiche. Mit dieser Auffassung versucht der Autor eine Aussöhnung oder

Synthese der Ansichten Freuds über die verdrängten Kindheitserlebnisse und C. G. Jungs Theorie des „kollektiven Unbewußten“ und seiner „Archetypen“. Er folgt hierbei eher Jungschen als Freudischen Vorstellungen, die übrigens kaum miteinander vereinbar sind, da die Jungschen mehr in die Reihe der Lehren der deutschen Lebensphilosophie gehören als in die rationalistischen Gedankengänge der Psychoanalyse. Aber strittig sind ja dabei theoretische Deutungen und der Wert der Studie Rosteutschers wird durch diese Frage nicht sehr berührt, da er kein Psychoanalytiker und auch kein analytischer Psychologe, sondern Literaturhistoriker ist, der der Entfaltung eines übermächtigen Motivs in der Psyche seiner Künstler nachspürt. Diese Untersuchung ist an sich interessant, wenn es sich um bedeutende Persönlichkeiten handelt. Im Übrigen hat früher schon der Arzt E. Simenauer eine psychoanalytische Durchleuchtung Rilkes versucht und der Einfluß der Person Sophie von Kühns, die im Alter von 15 Jahren starb, auf das Schaffen von Novalis wurde auch in der voranalytischen Periode erörtert.

Man mag fragen, ob der Kunsthistoriker und Ästhetiker Winkelmann mit seinem „ästhetischen Idol“, das doch anders geartet ist als poetische Visionen und Gestalten, in diese Reihe hineingehört. Der Verfasser glaubt, daß Winkelmanns Ansichten über antike Kunst von seinen gleichgeschlechtlichen Liebeserfahrungen, die er nacheinander schildert, und die sich dann im nicht fleischlichen Bereich zu einem Kult des Apollo von Belvedere als „Idol“ steigern, entscheidend bestimmt sind. Die von Winkelmann geprägten Prädikate der griechischen Kunst: „edle Einfachheit“ und „stille Größe“ sind von ihm gewissermaßen vorgelebt worden und zwar ist seine resignierte Haltung gegenüber den von ihm geliebten Jünglingen als „stille Größe“ im Verhältnis zu „edler Einfachheit“ zu deuten. Nun sollen diese Eigenschaften nach Winkelmann objektive Merkmale der Kunst sein und nicht wie bei Rosteutschen einfach aufgespalten werden als subjektive Stellungnahme des Betrachters zu Kunstdingen.

Psychologisch stünde Winkelmann S. George am nächsten, als dessen psychische Grundkomponente der Verfasser Narzismus (und wohl auch Gleichgeschlechtlichkeit) agnosziert. Solche Ge-

staltungen der Georgischen Dichtung wie z. B. Maximin sind narzistische Spiegelungen und kultische Erhöhungen dieser Spiegelung. — Sowohl Novalis als auch Rilke sind dankbare Objekte einer solchen Studie. Im Werk des einen ist das vergottete Bild der frühverstorbenen Sophie, bei Rilke das jungfräulich dahingegangene Mädchen — ein Bild seiner im Kindesalter vor seiner Geburt verstorbenen Schwester — Gegenstand der Anbetung (Idolisierung). — Die Liebe zu Julia Marc wird im Schaffen E. T. A. Hoffmanns bis in die feinsten Verästelungen hinein verfolgt und diese Studie scheint mir nebst derjenigen über Novalis und Rilke am besten gelungen zu sein. — Weniger überzeugend wirkt der Versuch des Nachweises der Vorherrschaft eines singulären Erlebnismotivs in Goethes Dichtung, bei dem als Urerlebnis die Begegnung mit Friederike Brion erachtet wird. Den Verzweigungen dieser Liebe wird im „Heidenröslein“, im „Götz“, im „Clavigo“, im „Urfaust“ und schließlich im „Faust II Teil“ nachgegangen, wo der alte Schatten als Helena auftaucht, um die höchste Sublimierung am Ende der Faustdichtung zu erreichen, als die früh Geliebte Verkörperung himmlischer Liebe wird und Faust-Goethe sie als Doctor Marianus anbetet. Ob dies alles die Behauptung des Vorwiegens eines einzigen Motivs in der Goetheschen Dichtung rechtfertigt, bleibe dahingestellt. Eine andere Frage ist, ob die — wenn man von Goethe absieht — einseitige Dichterauswahl des Verfassers als für poetisches Schaffen im allgemeinen repräsentativ gelten kann. Welches einheitliche Motiv waltet bei Shakespeare oder Balzac vor? Das feine Fingerspitzengefühl Rosteutschers für dichterische Werte und sein Kenntnisreichtum tragen jedenfalls zur Würdigung des Schaffens der von ihm erwähnten Gestalten nicht wenig bei.

Max Rieser

Gefährliche Übung

Man findet erstaunliche Gedichte in Margot Scharpenbergs erster Sammlung. „Gefährliche Übung“ (München 1957, Piper. 61 S. DM 6,50) nennt sie den Band, und schon das deutet darauf hin, daß diese Arbeiten weit entfernt sind von aller Idyllik, aller Behaglichkeit, aller bloßen Abschilderung von Welt auch. Sie lassen sich auf ein Wagnis ein, auf das Wagnis, das im dichterischen Wort beschlossen liegt, sie suchen neue

Zusammenhänge herzustellen, neue Bereiche zu erobern, jenseits aller Verfestigungen, Verhärtungen, jenseits aller fertigen Formulierungen. In diesen Gedichten ist das Bewußtsein, daß das Wort — seiner erschließenden, aber auch seiner sprengenden Kraft wegen — nur in der äußersten Verantwortung verwandt werden darf, daß man nur so hoffen kann, einen Streifen des Fernen, noch nicht Erfahrenen Sprache werden zu lassen, es in ihr zu antizipieren; aber es ist auch das Wissen darin, daß bei dieser „Übung“ das Wort „zerspellen“ kann, wenn es nicht in letztem menschlichem Ernst seinen Quell hat, daß das Gelingen der „Übung“ jeweils an einem Faden hängt. Der Bezug zur Artistik liegt wohl zutage, das zeigt schon das Titelgedicht. Dennoch sind diese Gedichte nicht montiert, sondern „stimmen“ von innen her, sind gelenkt von einem weit vorgeschobene Grenzen der Erfahrung angehenden Bewußtsein.

Es hat wenig Sinn, einzelne Verse zu zitieren, da sie die Gesamtbewegung kaum anzudeuten vermögen, aus der das Buch lebt. Dennoch sei eine Strophe hergesetzt, um wenigstens ein Beispiel für die eigentümliche Vorstellungskraft zu geben, die in diesen Gedichten lebt. Die Zeilen stehen in „Vorrat“:

Drei Körner Licht, von jedem Tag
gespart,
ein Brocken Mond von allen
wachen Nächten,
dann ist es gleich, wohin sie uns
auch brächten,
wir haben Vorrat noch für jede
Fahrt.

Diese Gedichte geben Durchblicke, führen ins Weite. Sie sind illusionslos, kühl, distanziert, etwas Gläsern-Fremdes ist darin, zugleich packt Margot Scharpenberg frisch zu, ihr Griff ist geübt, ohne daß Routine aufkommt. Falsche Sicherheiten werden aufgebrochen, Horizonte geöffnet, Starrtes in Bewegung gebracht. Von Fall zu Fall spürt man — bei aller schwebenden Durchsichtigkeit dieser Gebilde — von ferne noch die Anstrengung, dank derer der Widerstand überwunden wurde, der bei der Entstehung eines echten Gedichts sich zunächst einstellt. Der Ton der Arbeiten ist schon eigen. Dabei trifft man erst etwa seit Jahresfrist vereinzelt auf sie. Das Experiment haben sie hinter sich gelassen. Es wird sich lohnen, den weiteren

Weg der Autorin zu verfolgen. Sie lebt heute als Bibliothekarin in Köln, wo sie 1924 geboren wurde.

Walter Helmut Fritz

Lager Workuta

Nach Joseph Scholmers Bericht „Die Toten kehren zurück“ legt der Verlag Kiepenheuer & Witsch mit dem Buch „Der Katorgan“ von Bernhard Roeder (Köln u. Berlin 1956. 249 S. DM 12,80) ein zweites zeitgeschichtliches Dokument vor, das authentisch und aufrüttelnd das Lagerleben in Workuta behandelt.

Durch die Verbannungsmethoden des zaristischen Systems und durch Stalins Machtpolitik hat die Vokabel „Katorgan“ — das Wort bedeutet in der russischen Sprache Zuchthäusler — einen politischen Akzent bekommen und bezeichnet heute Menschen, die der russischen Staatsräson nicht genehm sind und in die Schweigelager abgeschoben werden.

Roeder, der in den Jahren 1950 — 55 in Workuta als Katorgan inhaftiert war, beschreibt im ersten Teil „Figuren und Situationen“ die Charaktere der Mitgefangenen; er gestaltet hier gleichsam eine Typologie des Lagerlebens. Intellektuelle — vornehmlich Professoren und Studenten der russischen Hochschulen —, ehemalige Offiziere, Ingenieure, Angehörige der Satelliten, Einwohner der sowjetischen Besatzungszone und Westberlins, sie alle standen und stehen täglich in Workuta vor dem Beginn eines neuen, völlig veränderten Lebens, das ausschließlich von der Hierarchie des Verwaltungsapparates geprägt und durch die unmenschlichen Maßnahmen diktatorischer Gewalt zur Nummer und Norm degradiert wird. Im zweiten Teil „Perspektiven“ beleuchtet der Autor die nachstalinistische Parteistrategie, die nur während Malenkows Ministerpräsidentschaft ein gewisses Tauwetter erfuhr. Roeder: „Die Person Stalins wird geopfert, um das Werk Stalins zu erhalten.“

Dieser nüchterne Bericht, der außer der Wiedergabe der soziologischen Struktur des Lagers Workuta einen nachhaltigen Eindruck sowjetischer Macht- und Expansionspolitik vermittelt, kann den westlichen Politikern gar nicht nachdrücklich genug zur Lektüre empfohlen werden, denn „Nicht-wissen ist die schwächste Form der Verteidigung“.

Hugo Ernst Käufer

Hinweise

Schnack, Ingeborg, ed.: Rilkes Leben und Werk im Bild. Mit biographischem Essay von J. R. v. Salis und Nachwort von I. Schnack. (Wiesbaden 1956, Insel-Verlag. 268 S. DM 30,—). Dieses Buch in einer — wie immer im Inselverlag — vorzüglichen Ausstattung mit den zahlreichen Bildern aus dem Lebens- und Menschenkreis Rilkes krönt die Arbeit des Verlages für das Werk Rainer Maria Rilkes. Die Einleitung von J. R. v. Salis, ein eingehender Lebensabrisß eingeteilt nach den Orten, wo Rilke als Gast weilte, ist hervorragend. Durch Ingeborg Schnacks Auswahl und Zusammenstellung der Bilder, unter Berücksichtigung der näheren und loser Beziehungen Rilkes zu bedeutenden Menschen, entstand hier ein reizvolles Kapitel europäischer Geistesgeschichte.

Sieburg, Friedrich: Napoleon. Die Hundert Tage. (Stuttgart 1956, Deutsche Verlagsanstalt. 441 S. DM 16,80).

Barkeley, Richard: The Empress Frederick. (London 1956, Macmillan & Co. Ltd. 322 S. 30 sh.) Mit feinem psychologischem Verständnis, bei aller Wärme jedoch mit der gebotenen Kritik wird hier der schwere Lebensweg der Kaiserin Friedrich nachgezeichnet.

Büchler, Eduard: Mañana. Bilder von den Balearen und den Kanarischen Inseln. (Bern 1956, Alfred Scherz. 83 S. 35 einfarbige, 4 farbige Abbildungen. DM 14,80). Die ausgezeichneten Aufnahmen und der charmante Begleittext fordern auf das Angenehmste zur Reise heraus.

Ridinger, Johann Elias: Neue Reitkunst. Ein Reiterbrevier aus dem Jahre 1722. Geleitwort von Oberst a. D. Pollay. (Stuttgart 1956, Schuler Verlagsgesellschaft. 64 S., 23 Bildtafeln, DM 8,80). Ein Büchlein, das dem Kunstfreund wie dem Pferdeliebhaber viel Freude bereiten wird.

Brevier für motorisierte Lebenskünstler. Ein Wegweiser zu kultivierten gastlichen Stätten. Bd. 1: Süddeutschland. (Frankfurt 1956, Umschau Verlag. 160 S. 150 Abb. DM 9,80).

Thimme, Jürgen: Frühe Plastik aus Sardinien. 30 Bildtafeln. (Wiesbaden 1956, Insel-Verlag, Inselbücherei Nr. 641. DM 2,50).

Sabatier, Robert: Montmartre und das kleine Glück. (München 1956, Paul List Verlag. 280 S. Ganzln. DM 11,80). Die Geschichte eines elfjährigen Knaben, den die Liebesromanze seiner Mutter in dunkle Verwirrungen führt, ist hier mit viel Verständnis und liebevoller Einführung erzählt.

Schiedlausky, Günther: Essen und Trinken. Tafelsitten bis zum Ausgang des Mittelalters. (München 1956, Prestel. 60 S. 48 Abb. DM 7,50). Sehr kenntnisreiche Einführung in die mittelalterlichen Tischsitten mit einem köstlichen zeitgenössischen Bericht über Karls V. Mahlzeiten bereichern den vorzüglich zusammengestellten Bildband.

Kawa, Elisabeth: Pius XII. (Berlin 1956, Morus-Verlag. 128 S. DM 6,80). Eine auf neuesten Quellen beruhende volkstümliche Kurzbiographie des Papstes.

Wittram, Reinhard ed.: Baltische Kirchengeschichte. (Göttingen 1956, Vandenhoeck & Ruprecht. 347 S. DM 19,80). Dieses Sammelwerk zur baltischen Kirchengeschichte orientiert vorzüglich über das Zeitalter der Schwertmission, die Reformationszeit, die evangelischen Landeskirchen sowie über die Nationalkirchen der selbständig gewordenen Esten und Letten und gibt trotz der vom Herausgeber bedauerten ungünstigen Quellenlage ein eindrucksvolles Bild der baltischen Kirchengeschichte, deren Bedeutung weit über die geographischen Grenzen der baltischen Länder hinausgeht.

Kultschytskyj, Alexander v.: Die marxistische Konzeption des Menschen im Lichte der westlichen Psychologie. (München 1956, Institut zur Erforschung der UdSSR. Monographien, Serie I, Nr. 32, 112 S.) Die Untersuchung umreißt die sowjetische Konzeption des Menschen in kritischer Darstellung, indem die Hauptideen der sowjetischen Philosophie, die Kernpunkte der gegen die westliche Auffassung vom Menschen gerichtete Polemik und die Anschauungen der sowjetischen Psychologie und psychagogischen Praxis analysiert werden.

Hayes, Alfred: Liebe lud mich ein. (Hamburg 1956, Rowohlt. 130 S. DM 6,80). Ein Amerikaner erzählt einer fremden Barfrau seine quälerische Liebesgeschichte.

Weltgeschichte in Totalbildern

Über das von Alexander von Randa in zwei Bänden herausgegebene Handbuch der Weltgeschichte, „Ein Totalbild der Menschheit“ (DR 3/57, S. 316) deswegen ein Wort zu verlieren, weil es unsrer Meinung nach in seiner ganzen in Kapitelüberschriften deutlich werdenden präpotenten Richtung eine fatale Vorliebe für Formulierungen des Dritten Reiches hat, wie etwa „Weltweiteung“, „Staatswerdung“ u. ä., wäre die Mühe nicht wert. Hier wurde jedoch von Randa die Mitarbeit hervorragender Gelehrter dazu benützt, um eindeutig nationalsozialistische Thesen über die jüngste Vergangenheit in dem im übrigen auf einem hohen Niveau stehenden Buch unterzubringen und ihnen auf diese Weise das Ansehen wissenschaftlicher Korrektheit zu verleihen. An der Beurteilung des Deutschen Widerstandes scheiden sich die Geister. Und so enthüllt auch der vom Herausgeber gezeichnete Artikel über den Widerstand den Geist des Buches. Nach einer sachlichen Schilderung des Ablaufs heißt es: „Wie der Neofaschismus geht der Propagandaapparat des Dritten Reiches auf Linksdraht über (Ley: Blaublütige Schweine). Die — wie schon am 8. November 1939 — „wunderbare Rettung des Führers“ kompensiert die gleichzeitigen militärischen Katastrophen. Dadurch und durch den gesteigerten Vernichtungswillen der Gegenseite wird die in ihren Anfängen idealistische Widerstandsbewegung zu einem amorphen Interessenhaufen schlechthin Absprungwilliger, nach dem Kriegsausgang aber geradezu, gleich der Mayflower ein Schiff unbegrenzten Fassungsraums“ (Sp. 2 548).

Dem gegenüber muß es geradezu als harmlos gelten, wenn am 1. September 1939 „Die Mobilmachung Polens durch Hitlers Blitzkrieg durchkreuzt wird“ (Sp. 2 477) und der Balkanfeldzug 1941 als „deutsche Gegenaktion“ (Sp. 2 489) erscheint. Mit gekonnter Frechheit ist der Bilderteil — in Randas schlichtem Deutsch „Das Bild der Gegenwart“

genannt — zusammengesetzt. Von 32 Bildseiten sind 12 unpolitisch. Da heißt eine Seite dreimal Nürnberg. Oben ganz groß SA-Standarten, darunter marschierender Arbeitsdienst, darunter so klein, daß man weder Gesichter erkennen, noch die Namen lesen kann, die Anklagebank von Nürnberg. Rechte Seite: Dreimal Konzentrationslager in derselben Zusammenstellung, oben ein englisches Burenlager, darunter ein russisches Arbeitslager und dann, wesentlich kleiner, Essenausgabe in einem deutschen KZ. Die Werkstatt des Krieges ist durch die geschmackvolle Zusammenstellung von Rommel — Dietl, Stauffenberg — Heydrich gekennzeichnet. Auf der nächsten Seite sind deutsche Stukas über der Ostfront mit alliierten Bombern, die blindlings über einer Wolkenwand auf Deutschland bomben, in Gegensatz gebracht. Die totale Zerstörung des Krieges feiert Randa an Hand eines sich auf ein amerikanisches Schlachtschiff stürzenden Kamikazefliegers und durch die Vernichtung der „Hood“ durch die „Bismarck“, während die Alliierten durch Bilder vom zerstörten Monte Cassino und dem brennenden Hiroshima gebrandmarkt werden. Es wundert nach diesen Proben totalen Menscheigistes nicht mehr, daß die Demokratie in diesen Bildern nur einmal an Hand eines Propagandamarsches zu den Wahlen der Ostzone vom Oktober 1954 mit dem Untertitel „Selbstbestimmung der Völker“ erscheint.

Die Beispiele ließen sich vom Text her beliebig vermehren. Betrachtet man aber diese Sentenzen und Bilder mit den über jeden Zweifel erhabenen Namen von Mitarbeitern, dann enthüllt sich die beklemmende Tatsache, daß in diesem hervorragend ausgestatteten Werk wohl der übelste Mißbrauch des Nazitums mit der deutschen Wissenschaft seit 1945 vorliegt.

Mainz Dr. Karl Otmar Frhr. v. Aretin

Erwiderungen an Dr. v. Aretin

Der Angriff Dr. v. Aretins auf das zweibändige „*Handbuch der Weltgeschichte*“ artet in einer ebenso beleidigenden wie unsachlichen Weise in einen Angriff auf die Person des durch seine Geschichtswerke zur Genüge ausgewiesenen Herausgebers Dr. Alexander v. Randa aus, daß der Rezensent und Verfasser dieser Erwiderung, Dr. v. Randa über den Verlag bitten lassen mußte, auch seinerseits zu antworten. Der Rezensent wird in dem Angriff zwar nicht genannt, es wird sogar nicht einmal auf die Rezension vom März 1957 Bezug genommen, doch versteht es sich ganz von selber, daß er sich in gleichem Maße für angegriffen und für solidarisch mit Dr. von Randa erklärt.

Dr. v. Aretin stellt fest, „an der Beurteilung des deutschen Widerstandes scheiden sich die Geister“; eine sehr richtige Bemerkung, welcher der Rezensent, der selber zu den von der Nazityrannis auf das schwerste Verfolgten und zum tätigen Widerstand gehört hat, nur beipflichten kann. Was die Person Dr. v. Randas betrifft, so wurde dieser austro-rumänische Gelehrte von der SS vermutlich nur aus dem Grunde verhaftet und drei Jahre lang durch vier KZ, darunter Buchenwald und Sachsenhausen (siehe DR 10/1954) geschleppt, weil er, nach der unglaublichen Anschuldigung Dr. v. Aretins, ein Nazi war!

In seinem Angriff auf das Handbuch zitiert Dr. v. Aretin zunächst die letzten Sätze aus den Spalten 2547 und 2548 über den deutschen Widerstand. Wir glauben, getrost den führenden Persönlichkeiten des Widerstandes selbst ein Urteil darüber überlassen zu können, ob in diesen Sätzen jene Gedankengänge zum Ausdruck kommen, die Dr. v. Aretin unterstellt. Aus eigener Erfahrung aber sind wir in der Lage, zu bestätigen, daß die Bemerkung vom „amorphen Interessenhaufen schlechthin Absprungwilliger“, die sich zwölf Jahre lang am Naziregime gemästet, seine Untaten geduldet, applaudiert oder mitbegangen haben, um sich in letzter Minute für den Widerstand zu erklären und damit zu hoffen, sich unter den Fittichen derer, die den Widerstand getragen und durchlitten haben, in Sicherheit zu bringen, eine historische Tatsache ist. Sollen wir Dr. v. Aretin wirklich noch darauf hinweisen, wo er heute solche Gestalten aus

dem „amorphen Interessenhaufen“ in Menge antreffen kann? Und dürfen wir fragen, warum er die entscheidenden Sätze aus Spalte 2547 des Artikels aus dem Handbuch nicht zitiert?

Der nächste Angriff gilt dem Bildteil, der den Titel führt „*Das Bild der Gegenwart*“. Hier greift Dr. v. Aretin zum Zentimetermaß und zwar zunächst in der Betrachtung der Seite Menschen auf der Massenbühne — dreimal Nürnberg, wo zu sehen sind *SA-Standarten* (15 x 9,05 cm), *Arbeitsdienst* (15 x 9 cm), *Anklagebank* 1946 (15 x 3, 08 cm). Die Tatsache, daß der Verlag sich aus foto-technischen, jedem Kinde deutlichen Gründen entschlossen hat, das Bild mit den nebeneinandersitzenden angeklagten Hauptkriegsverbrechern — deren Namen man, entgegen der Behauptung Dr. v. Aretins, sehr wohl deutlich lesen, deren Gesichter man ebenso deutlich unterscheiden kann! — nur in einer Höhe von 3, 08 cm zu bringen, anstatt es durch eine hinter den Sitzenden aufragende leere Wand zu überhöhen, gibt Herrn v. Aretin Anlaß, den Herausgeber nazistischer Gesinnung zu bezichtigen und geflissentlich zu übersehen, daß die beiden anderen Bilder auch in anderen Höhenmaßen zu bringen waren — nicht nur, um den hier erforderlichen Eindruck Menschen auf der Massenbühne, sondern vor allem, um den Eindruck der aufragenden Hakenkreuzmengen und Spatenmengen als Zeichen blutigster Tyrannei und dumpfer teutonischer Herdeninstinkte zu akzentuieren. Aus solchermaßen technisch wie gedanklich bedingten Längen- und Breitenmaßen liest Dr. v. Aretin die Gesinnung des Herausgebers ab! Will er etwa bestreiten, daß das Bild der marschierenden SA gerade in dieser Größe in schaurigem Maße den verbrecherischen Hoffnungen des Neonazismus entspricht? Gewiß, man hätte das Bild der Kriegsverbrecher ja auch ganzseitig bringen können — vielleicht entsprechend den üppigen Pensionen, die sie heute erhalten, soweit sie noch leben. Hier fände die Kritik Dr. v. Aretins ein reicheres Betätigungsfeld als in Angriffen auf die integre Gesinnung eines ausländischen Gelehrten vom Range Alexander von Randas.

Beinahe noch grotesker wird die Sache bei der Betrachtung der Bildgruppe

„Menschen hinter Stacheldraht“, mit den Bildern *Englisches Burenlager auf den Bermudas* (15 x 9 cm), *Russisches Arbeitslager in Ostkarelien* (15 x 7 cm), *Deutsches Konzentrationslager Flossenbürg* (15 x 5, 08 cm): 1, 02 cm, bzw. 3, 02 cm „wesentlich kleiner“, wie Dr. v. Aretin feststellt — kein Zweifel, der Herausgeber muß Nazi sein!

Schließlich läßt sich Dr. v. Aretin bei der Gegenüberstellung der Totalen Zerstörungen den Begriff „feiern“ zu unterstellen, wenn eine der Achsenmächte zer-

stört — „brandmarken“ aber, sobald es sich um Montecassino und Hiroshima handelt, während bis zur Evidenz nichts anderes gezeigt werden soll, als die Zerstörung schlechthin; wir glauben, daß sich solche Dinge von selber richten. Es erübrigen sich damit für uns auch weitere Widerlegungen, die wir vom Bilde wie „vom Text her beliebig vermehren“ könnten. Auch verzichten wir darauf, Herrn Dr. von Aretin mit seinen eigenen Formulierungen zu antworten.
Berg/Thurgau Dr. Hans Kühner

Als Herausgeber eines europäischen Gemeinschaftswerkes sehe ich mich durch einen Sonderfall unwissenschaftlicher Unterstellung zu einer, lediglich an Leserkreise gerichteten, einmaligen sachlichen Feststellung veranlaßt, die mich zugleich einer meritorischen Kennzeichnung polemischer Invektiven entlastet.

Die eigenartige Verlagerung des Besprechungsakzentes vom geistigen Anliegen zum aktuellen Bildteil eines Handbuchs der Weltgeschichte gehört an sich in den Bereich der Kulturkuriosa. Ein Blick in das Vorwort des Ersten Bandes genügt, um schon in den „Totalbildern“ des Titels eine Verfälschung der Begriffsprägung Jacob Burckhardts zu erkennen. Wer den Bildteil des Zweiten Bandes zur Hand nimmt, steht nicht vor tendenziösen Mißdeutungen, sondern vor technischen Gegebenheiten des Formates wie der Folge. Die Weglassung von Leerflächen und der Verzicht auf eine Verkleinerung oder Vergrößerung des Bildrahmens dienen entweder der Raumersparnis (Saalwand, Lagerhimmel) oder aber der Erhaltung von Vordergrund (Burenlager) und Seitenfiguren (Anklagebank). In der Interpretation eines — dem Burenmotiv analogen — Verpflegungsempfanges oder des naturgegebenen Neben- und Hintereinander von Ereignissen und Gestalten aus der „Werkstatt des Krieges“ (inner- und außerhalb

Deutschlands) liegt ein Zug totalitärer Typik. Die vormärzlicher „Demagogenerie“ würdige Behauptung, Demokratie werde „nur“ durch einen ostzonalen Propagandamarsch illustriert, steht und fällt mit der Hinnahme des Totschweigens eines — noch dazu gleichseitigen und gegensätzlichen — Wahlbildes aus der Schweiz. Daß statt des europäischen Gesamtbildes deutscher Angriffshandlungen (Bd. II, Sp. 2524/26) allein deren Begleitphänomene im Geschichtsrahmen zweier betroffener Staaten herausgegriffen werden, rundet ein Selbstzeugnis. Die terminologische und methodologische Primitivität derartiger Besprechungspraktiken mag in der Ostzone wirksam sein; in der freien Welt muß sie dank der mühe- und gefahrlosen Beschaffenheit des betreffenden Buchmaterials versagen. Für den Herausgeber erübrigt sich eine Befassung mit syrophantischen Randerscheinungen nicht nur aus räumlichen und zeitlichen Motiven. Ob der Idealismus der Widerstandsbewegung, ihre Unterdrückung durch einen die *republica sociale* überbietenden Linkskurs, ihre Isolierung durch alliierte Intransigenz oder aber ihre schließliche Überfremdung durch Mit- und Überläufer Tendenz oder Tatsache ist, vermag jeder Berufene an Hand des Textes selbst zu entscheiden.
Innsbruck Alexander Randa

Schlußerklärung

Es ging mir bei meiner Kritik nicht, wie Dr. Kühner anzunehmen scheint, um eine Zentimeterberechnung von Bildern. Das Wesentliche ist die Anprangerung eines Mißbrauchs der guten Namen hervorragender Wissenschaftler, der vom Herausgeber nicht mit einer nichtssagen-

den Erwiderung abgetan werden kann. Es ist wohl selbstverständlich, daß sich kein ernst zu nehmender Wissenschaftler, in Kenntnis gesetzt, mit Randa'schen Formulierungen, wie etwa „Hitler zer-schlug die polnische Mobilmachung“ als Erklärung für den Kriegsbeginn 1939

identifiziert hätte. Dasselbe gilt von seiner Beurteilung des deutschen Widerstandes, die Dr. Kühner vergeblich zu retten versucht. Solche Formulierungen haben in einem „europäischen Gemeinschaftswerk“ nichts zu suchen. Sie stellen darüber hinaus eine Irreführung des Lesers dar, der durch die berühmten Namen der Mitarbeiter geblendet, annimmt, es handele sich um gültige Forschungsergebnisse. Es handelt sich jedoch hier, das sei noch einmal festgestellt, um Privatansichten des wissenschaftlich sonst nicht hervorgetretenen Herrn von Randa, mit denen sich unverständlicherweise Dr. Kühner identifiziert. Man sucht in der Erklärung des Herausgebers vergeblich nach einem Passus, daß er mit seinem Buch den beim Verfasser und

anderen hervorgerufenen Eindruck habe vermeiden wollen. Allein auf dieser Basis hätte sich eine fruchtbare Diskussion entwickeln können. Die Person Herrn von Randas, seine vom Verfasser nicht eruierbaren wissenschaftlichen Verdienste und sein bedauernswertes Schicksal haben dem gegenüber, wie Dr. Kühner zu übersehen scheint, nur wenig Gewicht. Da weder vom Herausgeber noch vom Rezensenten auch nur eines der aus der Fülle ähnlicher Fälle herausgegriffenen Beispiele widerlegt werden konnte, sieht sich der Verfasser dieser Zeilen nicht in der Lage, seine vorgetragene Ansicht zu revidieren. Der Leser des Buches möge sich, vom Verfasser gewarnt, ein eigenes Urteil bilden.

Mainz Dr. Karl Otmar Frhr. v. Aretin

Zum 80. Geburtstag des Dichters die neueste Biographie:

HERMANN HESSE · WERK UND LEBEN

von Gotthilf Hafner

Mit einem neuen Bild des Dichters und Handschriften-Faksimile
176 Seiten, Leinen DM 8,80

Die vorliegende Biographie stellt Werk und Leben des Dichters Hermann Hesse rückschauend in ihrem Gesamtumfang dar.

Eine „Lebens- und Bücherchronik“ berichtet den Lebensgang und enthält zugleich eine durch biographische und charakterisierende Bemerkungen aufgelockerte, sorgfältige Bibliographie. Sie führt bis zu den 1952 erschienenen sechsbändigen „Gesammelten Dichtungen“ und gibt durch eine kurze Deutung aller einzelnen Werke ein umfassendes Bild.

Dieses Buch wird auch den Hesse-Kennern Neues bieten und der jungen Generation das Werk Hermann Hesses erschließen.

Dem Titel entsprechend wird das Dichterbildnis aus dem Werk entwickelt und in Beziehung zu den Lebensschicksalen gestellt. Es ist ein feines Buch, das den Biographen selbst als künstlerischen Gestalter erkennen läßt... „Bildung und Erziehung“

...Die ganz auf das Wesentliche konzentrierte Darstellungsform und der herzliche Grundton des Buches, das statt trockener Wissensanhäufung bereichernde Einsicht schenkt, macht das Buch für den Kenner Hesses ebenso lesenswert wie für denjenigen, der einen helfenden Zugang zur Gedankenwelt Hermann Hesses sucht. „Westfalenpost“

...Es ist eine aus Liebe zum Werk und aus der Ehrfurcht vor der Gestalt geschaffene Darstellung, die den Lebensweg Hesses, seine Krisen und Entwicklungen lebendig zeigt, die Dichtungen mit Angabe ihres Inhaltes darstellt und ihre Sinngebung deutet. Als besonders wertvoll wird man die vollständige Bibliographie ansehen dürfen... „Nürnberger Nachrichten“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG HANS CARL · NÜRNBERG

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Alfred Weber	Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte
Walter Hofer	Hitler und der Osten
Oskar Seidlin	Die Enthumanisierung des Mythos
Carl Haensel	Der moderne Mensch und die Tradition
Pierre Hubac	Karthago — Revision einer Legende
Harry Pross	Heinrich Mann
Fritz Usinger	Walter Benjamins Schriften
Franz Thierberger	Macht und Recht in den Dramen Fritz Hochwälders
Stefan Andres	Aus einem Roman

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: M. M. Novakovitsch aus Belgrad war fast ein halbes Jahrhundert in der südslawischen Landwirtschaft tätig, um deren Reform er sich große Verdienste erworben hat. — Walter Liebmann, 1893 in Wuppertal-Barmen geboren, veröffentlichte vor 1933 sieben Bücher, begann 1946 neu mit „Theophiles“, bereitet einen Band Novellen vor. Er wurde 1946 mit dem Literaturpreis seiner Vaterstadt ausgezeichnet. — Günter Bruno Fuchs, in Berlin 1928 geboren, lebt in Reutlingen als Graphiker und Schriftsteller. Veröffentlichungen: „Die Wiederkehr des heiligen Franz“, Stuttgart 1955, Gedichte in „Akzente“, „Simplizissimus“, „Hortulus“ und andere Zeitschriften.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.



Schwann Reiseführer

Wenn ein Reiseführerverlag mit seiner Produktion ganz bewußt der allgemeinen Verflachung und Banalisierung des derzeitigen Massentourismus zu steuern versucht, ist es eine Anstandspflicht, ihm einmal herzliche Anerkennung zu zollen.

Stuttgarter Zeitung



Schwann Reiseführer

Wer Reisen dieser Art, gut vorbereitet, erlebt hat, dem ist Christentum in seiner geschichtlichen Wirklichkeit und in vollendeter Gestalt offenbar geworden. Solche Reisen fallen nicht unter „Tourismus“ im Sinne eines Konsums, sondern sind Persönlichkeitserlebnis.

Echo der Zeit



Schwann Reiseführer

Mit ihrer Hilfe gewinnt auch der Ungeübte den Weg zu eigener, nicht bloß angelesener, kunsthistorischer Orientierung, und der Kenner freut sich vieler glücklich getroffener Einzelheiten. Endlich haben wir hier aber auch preiswerte, vorzüglich und anschaulich unterrichtende Bände für die Hand jugendlicher Reisender.

Evangelische Akademie Loccum



Schwann Reiseführer

liegen mit folgenden Bänden vor:

- ROM
- TOSKANA UND UMBRIEN
- KATHEDRALENFAHRT (Paris-Reims-Chartres)
- HOLLAND
- BELGIEN
- BURGUND UND PROVENCE
- OBERITALIEN
- DAS RHEINLAND (Vom Niederrhein zum Rheingau)



Schwann Reiseführer

umfassen 120 — 144 Seiten mit mehrfarbigem, glanzkaschiertem Umschlag in handlichem Taschenformat und enthalten je zwei dreifarbige Übersichtskarten, zahlreiche Kartenskizzen und Grundrißpläne, viele Zeichnungen und Vignetten. Jeder Band kostet 4,80 DM. Ihr Buchhändler gibt Ihnen gern Auskunft !



L. SCHWANN VERLAG DÜSSELDORF

Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik
(Institut für Europäische Politik und Wirtschaft)
Frankfurt am Main

Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Band 14:

HERMANN VOLLE

Probleme der internationalen Abrüstung

Eine Darstellung der Bemühungen der Vereinten Nationen 1945 — 1955
Mit einer Einführung von Prof. Dr. Ulrich Scheuner und einem zweisprachigen Anhang (Englisch/Deutsch) der wichtigsten Dokumente.

Umfang: 216 S. Großformat · Preis: brosch. DM 27,— · Halbl. DM 29,50

„Diplomaten, Politiker, Publizisten und Wissenschaftler werden es dankbar begrüßen, daß ihnen im vorliegenden Buch eine systematisch aufgebaute Dokumentation der Materie zugänglich gemacht worden ist.“

(*Stuttgarter Zeitung* v. 6. März 1957)

„Eine Übersicht, die vorbildlich genannt werden kann.“

(*Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 8. März 1957)

„Eine detaillierte Darstellung der seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges unternommenen Bemühungen um die Abrüstung.“

(*United Press* v. 7. Dezember 1956)

„Venant à un moment où les problèmes du désarmement se trouvent de nouveau au centre des préoccupations des grandes puissances... ce recueil de documents nous rappelle très utilement les efforts — et les difficultés — rencontrées au sein des Nations Unies dans le domaine de ce qu'on appelle communément le désarmement international.“

(*Politique Etrangère*, N° 1, 1957)

„Hermann Volle heeft in dit werk de voornaamste documenten verzameld die tussen 1945 en augustus 1956 werden vrijgegeven over de pogingen door de U.N.O. aangewend om tot een ontwapening te komen. Hij laat deze voorafgaan van een historische studie die op een strikt wetenschappelijk niveau staat, en die een uitstekende basis biedt voor wie de verdere evolutie van het probleem van nabij wenst te volgen.“

(*Streven* v. 8. Mai 1957)

Zu beziehen über den Buchhandel oder durch

EUROPÄISCHER AUSTAUSCHDIENST FRANKFURT AM MAIN MYLIUSSTRASSE 20

Etudes Germaniques

(Deutschland - Österreich - Schweiz - die Niederlande und die skandinavischen Länder)

Unter der Leitung von:

Maurice COLLEVILLE

Fernand MOSSE †

Aus dem Inhalt des 2. Heftes (April-Juni):

R. Marquant: Un Essai de création d'un Institut allemand à Paris en 1826

Y. du Parc: Zacharias Werner vu par Custine et par Stendhal

L. Fessard: La Mer dans l'oeuvre poétique de Karel van de Woestijne

A. Soutou: Bercvrit dans la toponymie lozérienne

J. Charier: Mythologie germanique

Bücherbesprechungen — Zeitschriftenschau

Jahrgangspreis (Vier Hefte mit einem Gesamtumfang von mindestens 24 Bogen):
1.250 Fr., Einzelheft: 350 Fr.

Annahme von Abonnements: Editions de Lyon, I. A. C. 58, rue Victor-Lagrange,
Lyon (Rhône) — Postscheckkonto: Lyon 232-03 — Probeheft kostenlos.

Soeben erschienen

KUNO FLADT — HANS SEITZ

Astronomie

208 Seiten und 16 teils ganzseitige Bildtafeln. Halbleinen 15,80 DM

Im Gegensatz zu den üblichen allgemeinverständlichen Darstellungen begnügt sich das vorliegende Buch nicht damit, Forschungsergebnisse zusammenzustellen, denn es will dem Leser zeigen, auf welchem Wege die Wissenschaft zu ihren Ergebnissen gelangt ist. Ausgehend etwa von den Kenntnissen des Abiturienten, bietet sich der Fladt-Seitz als sicherer Führer zu den geschichtlichen und sachlichen Grundlagen der Astronomie an. Er befähigt zu einem eigenen Urteil über die Probleme und Ergebnisse dieser Wissenschaft, die, wie keine andere, vom Ringen des menschlichen Geistes mit den gewaltigsten Problemen der Schöpfung zeugt.

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

Die aktuelle Schrift!

Nah- und Mittelost einst und heute

Festschrift anlässlich der gleichnamigen Ausstellung und des Nah- und Mittelost-Tages in Hamburg

Umfang 93 Seiten mit zahlreichen Wirtschaftskarten, Farb- und Schwarz-Schwarzweiß-Aufnahmen auf Kunstdruckpapier, broschiert . . DM 1,—

Aus dem Inhalt:

Vorwort von Alfred Toepfer, Vorsitzender des Nah- und Mittelost-Vereins · Dr. Reinhard Hüber: Nahost — Kulturwiege der Menschheit · Dr. Bruno Knall: Das Interesse der USA an Nah- und Mittelost · Hinweise auf Besonderheiten im Nah- und Mittelostgeschäft · Außenhandel der Bundesrepublik mit Nah- und Mittelost 1955 · Wirtschaftskarten von der Arabischen Halbinsel, Ägypten, Irak, Iran, Syrien und der Türkei ·
8 Bildseiten mit je 8 Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen

DER ORIENT im Bild

Ein Bildband von Dr. Reinhard Hüber mit 115 aktuellen Farb- und weiß-Aufnahmen, broschiert DM -,50

ÜBERSEE-VERLAG - HAMBURG 36

Neue Rabenstraße 28

Publizistische Fachliteratur

aus dem

VERLAG B. C. HEYE & CO.,
BREMEN, POSTFACH 831

DER JOURNALIST

Handbuch der Publizistik

Bisher drei in sich abgeschlossene Bände: 1. Band (vergriffen);
2. Band 1956 und 3. Band 1957, je 416 Seiten und Bildteil
auf Kunstdruck. Jeder Band Ganzleinen DM 24,— (4. Band
1958 in Vorbereitung)

PUBLIZISTIK

Zeitschrift für die Wissenschaft von Presse, Film, Rhetorik,
Werbung und Meinungsbildung
Zweimonats-Zeitschrift. Einzelheft DM 4,80

PUBLIKATION

Deutsche Autoren- und Verlegerzeitschrift mit dem nun schon
im 7. Jahr bewährten „Literarischen Markt“. Gedenktage,
Informationen, Preisausschreiben, Adressenlisten, Angebote.
Monatszeitschrift. Vierteljährlich DM 2,79

Verlangen Sie Prospekte und Probeexemplare

Im Juli beginnt zu erscheinen:

Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie

Herausgeber: Prof. Dr. Hans Bender (Freiburg i. Br.)

Unter Mitwirkung von: Prof. Dr. G. F. Hartlaub (Heidelberg), Prof. Dr. Pascual Jordan (Hamburg), Prof. Dr. H. Meng (Basel), PD Dr. A. Neuhäusler (München), Prof. Dr. E. Servadio (Rom), Dr. H. Sexauer (Stuttgart), Prof. Dr. W. H. C. Tenhaeff (Utrecht).

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich im Gesamtumfang von ca. 208 Seiten. Der Preis für das Jahresabonnement beträgt DM 19,50, für das Einzelheft DM 7,50.

Mit dieser Zeitschrift erhält die Parapsychologie, die im Vergleich etwa zu den angelsächsischen Ländern in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur bisher wenig gepflegt worden ist, ein repräsentatives Organ in deutscher Sprache.

Die Zeitschrift berichtet in Originalarbeiten und Referaten über Ergebnisse und Probleme der Parapsychologie: über psychische und psychophysische Phänomene, die anscheinend nicht in den Bereich heute anerkannter Gesetzmäßigkeiten fallen (Telepathie, Hellsehen, Praekognition, Psychokinese). In den Themenbereich aufgenommen werden sozialpsychologische und psychohygienische Fragen, die sich auf den Glauben an ungewöhnliche Fähigkeiten und Zusammenhänge beziehen, wie etwa Fragen der außerschulmäßigen Medizin (Geistige Heilung) oder nicht anerkannte Deutungspraktiken (Chirolgie, Astrologie u. a. m.). Die mit diesen Grenzgebieten verknüpften normal- und tiefenpsychologischen sowie psychopathologischen Gesichtspunkte werden in den Fragenkreis einbezogen, der den Zielen des Freiburger Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene entspricht.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

F R A N C K E V E R L A G B E R N